This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0259 9503

# Ulrich von Hutten's

# Ueber die Heilkraft des Guaiacum

und die

# Franzosenseuche.

(De Guaiaci medicina et morbo Gallico.)

Uebersetzt

von

Dr. med. **Heinrich Oppenheimer,**
Mitglied des Kgl. Aerztecollegs zu London und des Kgl. ärztlichen Ober-Prüfungs-Amts

*Mit einem Titelbild.*

**Berlin 1902.**
Verlag von August Hirschwald.
NW. Unter den Linden 68.

RC
201
H982
1902
LANE

LANE
MEDICAL LIBRARY
Seidel Collection
HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES

VLRICHVS·DE·HVTTEN·EQ GERMA·

# Ulrich von Hutten's

# Ueber die Heilkraft des Guaiacum

und die

# Franzosenseuche.

(De Guaiaci medicina et morbo Gallico.)

Uebersetzt

von

Dr. med. **Heinrich Oppenheimer,**
Mitglied des Kgl. Aerztecollegs zu London und des Kgl. englischen Chirurgencollegs.

*Mit einem Titelbild.*

**Berlin 1902.**
Verlag von August Hirschwald.
NW. Unter den Linden 68.

Alle Rechte vorbehalten.

N33H
H979G
1912

# Vorwort des Uebersetzers.

Wenn ich Ulrich von Hutten's Schrift in einem modernen Gewande dem ärztlichen Leser zugänglich mache, so bedarf es dafür kaum einer besonderen Entschuldigung. Es handelt sich ja nicht um ein Werk, das ich erst aus dem Schutt der Vergangenheit und Vergessenheit ans Tageslicht fördere, und dem ich ein Empfehlungs- und Einführungsschreiben auf seinen neuen Lebensweg mitzugeben hätte. Im Gegentheil! Der Name des Autors ist jedem Syphilidologen absolut geläufig, und „De morbo Gallico", um ihm den unvollkommenen Titel zu geben, unter dem das Buch gewöhnlich citirt wird, hat längst seinen Platz unter den klassischen Producten der Fachliteratur gefunden. Wenn es trotzdem der überwiegenden Mehrzahl der Aerzte nur citaten- und excerptenweise bekannt ist, so ist der Grund dafür meiner Meinung nach ein rein äusserlicher und in der nackten Thatsache begründet, dass das Werk ungemein schwer beschaffbar ist. Um diesem Mangel abzuhelfen, habe ich mich entschlossen, es zu übersetzen und zu publiciren. Denn es verdient, dem Texte nach bekannt zu werden.

Ulrich von Hutten war nicht Arzt, sondern Patient, und der Zweck seiner Arbeit ist, wie er selbst sagt, ausschlieslich der, die Beobachtungen, welche er am eigenen Fleisch und an Leidensgefährten gemacht hat, wahrheitsgetreu zu Papier zu bringen. Jahre lang von Aerzten erfolglos behandelt und misshandelt, wie er es wurde, ist es nicht zu v reichen Stellen

gegen die Theorie und Praxis der Schule mit Bitterkeit ankämpft und sich den zünftigen Aerzten gegenüber kein Blatt vor den Mund nimmt. Aber wenn wir heute, frei von dem Bann der Dogmen einer scholastischen Medicin, auf das Wesen dieser Polemik das Licht moderner Kritik fallen lassen, so müssen wir sagen, dass in der Hauptsache der Laie Hutten Recht, die Schulmedicin Unrecht gehabt hat; und dies gilt, ob wir speciell die Ausführungen über Syphilis ins Auge fassen oder den Blick auf Erwägungen und Principien allgemeiner Natur werfen. Ich brauche nur an die Ausführungen unseres Autors über neue Heilmittel und über das Verhältnis der rationellen zur empirischen Therapeutik zu erinnern, um klar zu machen, was ich meine, und um zu beweisen, dass auch der moderne Arzt manchen Rat des Laienschriftstellers aus dem XVI. Jahrhundert mit Vorteil beherzigen könnte. Ich will nicht besonders hervorheben, dass Hutten am Schluss seines III. Kapitels bereits das beweiskräftigste Argument gegen die Praetensionen der Antimercurialisten ins Feld führt, dass er bereits auf die Wertlosigkeit lokaler Behandlungsversuche ohne gleichzeitige constitutionelle Behandlung hinweist, dass er die Wichtigkeit der Indicatio causalis gebührend würdigt, dass er bereits Andeutungen einer Gewerbehygiene im Embryo giebt (siehe das letzte Kapitel!). Nur einen Punkt möchte ich noch hervorheben. Der mit der mittelalterlichen medicinischen Literatur nicht vertraute Leser könnte über die Einflechtung ethischer, religiöser und metaphysischer Betrachtungen, und die kapitellange Moralpaukerei erstaunt sein und darin ein Merkmal dafür erkennen, dass der Autor kein Arzt war. Dieser Schluss wäre falsch. Hutten folgt darin vielmehr ausschliesslich dem Beispiel seiner zeitgenössischen ärztlichen Schriftsteller, denen die Bibel und Hippokrates gleichermaassen Quellen waren.

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so war es mein Bestreben, einerseits ohne etwas in den Text hineinzulesen, was nicht darin steht, andererseits ohne zu ängstliche Anklammerung an den Wortlaut des Originals, Hutten's Gedanken in einer Form auszudrücken, in der ein moderner ärztlicher Autor die gleichen Ideen wieder-

geben würde. Von diesem Princip ausgehend, habe ich z. B. keinen Anstand genommen, eine Stelle im XXIII. Kapitel „ut in venas (decoctum) se diffundat“ mit „dass es bereits im Blut circuliert“ zu übersetzen, obwohl ich mir sehr wohl bewusst war, dass die Circulation des Bluts im modernen Sinne unserem Autor noch unbekannt sein musste. Aber wenn man sich vor solchen literarischen Licenzen scheut, so werden die Klassiker, medicinische wie andere, dem modernen Denken entfremdet, nicht menschlich näher gerückt.

London E. C. 1902.
63. Finsbury Pavement

Dr. **Heinrich Oppenheimer.**

Dem ehrwürdigen Vater in Christo,
dem erlauchtesten Fürsten und Herrn, Albert, Cardinal der heiligen römisch-katholischen Kirche, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Kurfürst, Primat von Deutschland, Erzkanzlers des heiligen römischen Reiches, Administrator der Halberstädter Diöcese, Markgraf von Brandenburg, Herzog von Pommern-Stettin etc. etc.

gewidmet von

**Ulrich von Hutten,** Ritter.

# Inhalts-Verzeichniss.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Kap. I. | Ursprung und Termologie der Franzosenseuche. . . . | 1 |
| Kap. II. | Die Aetiologie der Krankheit . . . . . | 4 |
| Kap. III. | Die Krankheiten, in die die Franzosenseuche ausartet . . | 5 |
| Kap. IV. | Die ersten Behandlungsversuche . . . . . | 7 |
| Kap. V. | Die Mittel, die ich selbst angewendet habe . . . . . | 10 |
| Kap. VI. | Beschreibung des Guajakholzes . . . . . | 12 |
| Kap. VII. | Die pharmaceutische Präparation des Guajakum . . . | 14 |
| Kap. VIII. | Die Guajakcur . . . . . | 17 |
| Kap. IX. | Die Diät während der Cur . . . . . | 20 |
| Kap. X. | Das Medicament verträgt keine Zusätze . . . . . | 23 |
| Kap. XI. | Die Rolle der Aerzte bei der Cur . . . . . | 25 |
| Kap. XII. | Liefern Alter, Geschlecht und Constitution besondere Indicationen bei der Cur? . . . . . | 30 |
| Kap. XIII. | Lässt sich die Cur überall mit dem gleichen Erfolg durchführen? . . . . . | 31 |
| Kap. XIV. | Die Wahl der Jahreszeit für die Cur. . . . . | 34 |
| Kap. XV. | Notwendigkeit der Enthaltung von Genüssen in Baccho et in Venere während der Cur. . . . . | 37 |
| Kap. XVI. | Das Salzverbot . . . . . | 39 |
| Kap. XVII. | Die Notwendigkeit einer strengen Diät und Hungercur . | 41 |
| Kap. XVIII. | Einige weiteren Behelfe, um den Hunger besser auszuhalten | 44 |
| Kap. XIX. | Vorzüge einer einfachen von einer üppigen Lebensweise . | 45 |
| Kap. XX. | Ist durch die Diätcur allein ein Heilerfolg zu erzielen? . | 56 |
| Kap. XXI. | Die Sorge für den Stuhl während der Cur . . . . . | 59 |
| Kap. XXII. | Ueber künstlich hervorzurufende Schweisse. . . . . | 60 |
| Kap. XXIII. | Die Wirkungsart des Medicaments. Das Tempo der Heilung | 61 |
| Kap. XXIV. | Heilkraft des Mittels. Krankheitsformen, bei denen es indicirt ist . . . . . | 64 |
| Kap. XXV. | Krankheitserscheinungen, die das Mittel bei mir behoben hat | 67 |
| Kap. XXVI. | Ueber die Diät nach Beendigung der Cur . . . . . | 70 |

## Kapitel I.

## Ursprung und Terminologie der Franzosenseuche.

Es war Gottes Wille, dass in unserem Zeitalter neue, unsern Ahnen vermutlich unbekannte Krankheiten ausbrechen sollten. Um das Jahr 1493 unserer Zeitrechnuug schlich sich eine neue Seuche ein; und obwohl sie zuerst vor den Mauern von Neapel, nicht in Frankreich, zur Beobachtung kam, nennt man sie doch die Franzosenseuche, weil sie in der unter König Karl von Neapel stehenden französischen Armee früher auftrat, als anderswo. Die Franzosen weisen freilich diese Ehre mit Entrüstung von sich ab, sie sehen darin eine Beschimpfung ihrer Nation und sprechen nicht von einer Franzosen-, sondern von einer neapolitanischen Seuche. Indess hat sich erstere Bezeichnung bei allen andern Völkern dermassen eingebürgert, dass ich sie auch in meinem Werk adoptiere: nicht etwa aus Gehässigkeit gegen eine hochcivilisierte Nation, die dazu noch das liebenswürdigste und gastfreundlichste Volk unserer Zeit ist, sondern lediglich, weil ich fürchte, dass man bei der Wahl irgend eines andern Ausdrucks dafür im unklaren darüber bleiben würde, welche Krankheit eigentlich damit gemeint ist.

Sofort bemächtigte sich der Aberglaube der neuen Krankheit: die Einen nannten sie nach einem mir unbekannten Heiligen die maevische Krankheit, während andere sie für identisch mit der Hautkrankheit, an der Hiob litt, hielten; denn seit dem Ausbruch der Franzosenseuche wird auch dieser unter die Heiligen gerechnet. Dann glaubte man wieder, es sei diese Krankheit gewesen, die der Mönch Evagrius bekam, als er auf seiner Wanderung durch die Wüste infolge der bittern Kälte und des Genusses roher Pflanzen

mit einem Ausschlag behaftet war. So wohlfahrten denn die Kranken aus aller Herren Ländern in hellen Scharen nach seiner Kapelle in Westrich, in der sie die kostbarsten Weihgeschenke deponierten; da sein Name indess in Deutschland nicht geläufig war, so verhundste man ihn in Fiacrius, und ohne sich viel um seine Lebensgeschichte zu kümmern, versprach man sich Hülfe von ihm. Nichts als die allgemeine Bestürzung konnte solchen Glauben rechtfertigen. Auch dem heiligen Rochus hat man Wachsbilder geopfert, und überhaupt alle Geschwüre der grauen Vorzeit wurden wieder aufgerissen. Und obschon redlicher Forschungstrieb manche dieser abenteuerlichen Theorieen gezeitigt haben mag, so habe ich doch meine gelinden Zweifel darüber, ob nicht die Bestürzung, die die schreckliche Calamität bei den Menschen hervorrief, dem Betrug Thür und Thor geöffnet hat. Die Theologen deuteten die Seuche als eine Strafe Gottes für unsere Sittenverderbnis, die man als eine gerechte Züchtigung hinnehmen müsse, und sprechen diese Ansicht in einem solchen Brustton der Ueberzeugung aus, dass man in der That glauben sollte, sie hätten einen Einblick in Gottes unerforschliche Ratschlüsse gehabt, als ob die Menschheit niemals sittenloser gelebt hätte als jetzt! Und doch sind in dem goldnen Zeitalter eines Augustus und eines Tiberius, in dem doch Christus selbst auf Erden wandelte, ebenfalls Krankheiten der schlimmsten Sorte neu ausgebrochen. Als hätte die Natur nicht die Fähigkeit, neue Krankheiten zu erzeugen, während wir doch sonst ihr Wirken in ewig neuen Formen sehen! Oder haben wir in der letzten Zeit, speciell in den letzten zwei Jahren auf einmal einen so sittenreinen Lebenswandel eingeschlagen, dass uns zum Lohn dafür in dem Guajakholz ein Heilmittel gegen die Krankheit beschert wurde? So ungereimt sind die Deutungen der Geistlichkeit, die uns Gottes Willen predigt.

Und die Aerzte? Ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, sich die Kranken vom Leib zu halten, nicht die Krankheit zu curieren. Sie fürchteten sich, wie bei keinem Leiden, den Kranken anzusehen, geschweige denn ihn zu berühren. In der That erzeugte ja auch die Krankheit zur Zeit ihres ersten Auftretens einen solchen Gestank, dass es kaum glaubhaft erscheint, dass man es in den Formen, die sie heute annimmt, überhaupt noch mit derselben Krankheit zu thun hat. Damals war sie charak-

terisiert durch zerklüftete, eichelförmige, eichelgrosse Geschwüre mit aufgeworfenem Rand und profusem, schmutzigen Sekret; dabei verbreiteten die Geschwüre einen solchen Gestank, dass man an eine Infection durch die Atemluft glaubte; ferner durch schwärzlichgrüne Pusteln, die mehr entstellend als schmerzhaft waren, obwohl sie bei intercurrierenden Entzündungen auch weh thaten.

Bald nach ihrem Ausbruch wurde die Krankheit nach Deutschland verschleppt, wo sie rascher um sich griff als in anderen Ländern, eine Thatsache, die vermutlich im Zusammenhang mit dem unmässigen Leben unserer Landsleute steht. Die Astrologen prophezeiten damals, dass sie nur sieben Jahre grassieren würde.* Wenn sie damit die Krankheit überhaupt und in allen ihren Erscheinungsformen gemeint haben, so war ihre Vorhersage falsch; aber sie erweist sich als zutreffend, wenn sie sich ausschliesslich auf den foetiden Typus bezieht, der sich nicht nur durch den Contact, sondern auch durch verdorbene Luft und auf anderen unerklärlichen Bahnen ausbreitet: in dieser Form wird sie wohl nicht viel länger als sieben Jahre gewütet haben. Bei dem Typus, der später auftrat und mit dem wir es auch heutzutage zu thun haben, ist die Ausbreitung eine langsamere und der Geruch schon eher zum Aushalten: hierbei kommt es bald zur Bildung kleiner, prominenter, aber sehr harter, bald zur Bildung ausgedehnterer, serpiginöser, mit trocknen Krusten überzogener Geschwüre. Letztere Form ist die schlimmere, denn hierbei dringt das Gift tiefer ein und zieht daher schwerere Folgezustände nach sich. Weiterhin überträgt sich die Krankheit heutzutage kaum anders als durch Contact, gewöhnlich bei geschlechtlichem Umgang. Daher kommt sie auch verhältnissmässig selten bei Kindern, alten Leuten, und überhaupt bei Menschen, die keusch leben, vor, während umgekehrt Lüstlinge am meisten Gefahr laufen, angesteckt zu werden. Der weitere Verlauf und die Dauer der Krankheit steht im engen Zusammenhang mit der Lebensweise: von dieser hängt es ab, ob sie bald wieder verschwindet, langwierig wird oder gar zum Exitus letalis führt. Ueberall, wo das Volk mässig lebt, wie z. B. in Italien oder Spanien, ist ihr Verlauf ein verhältnismässig milder, bei uns, wo die Masslosigkeit im Essen und Trinken zu Hause ist, ist ihr Verlauf ein mehr chronischer, ihr Typus schwerer und bösartiger.

---

## Kapitel II.

## Die Aetiologie der Krankheit.

Ueber die letzten Ursachen dieser Krankheit sind sich die Aerzte noch nicht schlüssig, obwohl sie diese Frage des langen und breiten discutiert und hitzige Controversen darüber gehabt haben. In dem einen Punkt stimmen sie indess überein, und so weit erscheint ja ihre Erklärung auch ganz einleuchtend, dass ursprünglich ein ungesunder Wind Seen, Flüsse, ja selbst die Meere verpestet hat; von hier aus hätte sich das Gift der Erde mitgeteilt und die Weiden inficirt, deren giftige Ausdünstungen dann die Lebewesen eingeatmet hätten: die Krankheit ist nämlich auch bei manchen Tieren beobachtet worden.

Die Astrologen verweisen auf die kurz vor dem Auftreten der Krankheit beobachtete Conjunction von Saturn und Mars und auf die beiden Sonnenfinsternisse, astrologische Ereignisse, die im voraus auf langwierige, hartnäckige, schleichend verlaufende, auf Veränderungen von Schleim und Galle beruhende Krankheiten hätten schliessen lassen, als da sind Elephantiasis, Lepra, Impetigo, Pustelausschläge und andere bösartige Hautkrankheiten, difformirende Leiden, Gicht, Lähmungen, Ischias, Rheumatismen und andere Störungen ähnlicher Art. Die hervorragende Beteiligung des Nordens und des Westens erklären sie aus der Thatsache, dass die beiden Sonnenfinsternisse im Sternbild des Wassermannes und in dem der Fische zur Beobachtung kamen.

Die Aerzte suchen das Wesen der Krankheit in einer Verderbnis der Körpersäfte, einer Ueberhitzung der schwarzen Galle oder einer abnormen Schärfe oder Ueberhitzung der gelben Galle oder des Schleims. Indem einer oder mehrere dieser verdorbenen Säfte nach die Körperoberfläche destilliere, werde die Haut verätzt und zur Verschwärung gebracht; durch die Ausscheidung dicker, träger Säfte in die Gelenke käme es dort zu Schmerzen, Schwellungen, Höcker- und Knotenbildung, von wo aus schliesslich die Haut mit Fistelgängen unterminirt würde; und indem sie zu Kopfe stiegen, machten sie auch diesen krank; über kurz oder lang werde die Constitution des Kranken unterwühlt. Manche be-

gnügen sich mit der Erklärung, die Krankheit entstände durch Infektion, Verderbnis und Ueberhitzung des Blutes. Ueber diese Fragen haben sich die Aerzte, so lange das Wesen der Krankheit noch unaufgeklärt schien, lange herumgestritten; aber jetzt pflichten sie jener Theorie als rationeller Erklärung bei. Das einfachste ist, die Krankheit kurzweg als eine Vereiterung verdorbenen Bluts aufzufassen, dessen eitrige Absonderungsprodukte sich schliesslich zu Knoten und Geschwülsten verdicken und verhärten, und anzunehmen, dass der Quell dieser Absonderungen die krankhaft afficirte Leber ist. Die Einzelfragen nach dem Wesen, dem Sitz und dem Charakter der Veränderungen sind seit langem bitter umstrittene Fragen, die zu nimmer endenden, hartnäckig verfochtenen und ebenso hartnäckig angefochtenen Theorieen Anlass gegeben. Jedenfalls aber hat es sich bei dieser Krankheit gezeigt, wie sehr heutzutage die Medicin im Argen liegt. Volle zwei Jahre nach ihrem Ausbruch haben sich die Aerzte in Deutschland ausgeschwiegen; dann haben sie angefangen sie zu behandeln — ich war damals noch ein kleines Kind — aber mit welchem Erfolg! Und doch haben sie uns alle möglichen exotischen Pflanzen zu schlucken gegeben und sonst eine Reihe von unnötigen Beschränkungen auferlegt. Ich erinnere mich, dass mir damals an manchen Orten der Genuss von Erbsen verboten wurde, weil man darin Würmerlarven gefunden haben wollte, von denen man Ansteckung befürchtete, ebenso der Genuss von Schweinefleisch, weil das Schwein häufig an einer mit der Franzosenseuche identischen oder doch verwandten geschwürigen Hautkrankheit litte.

---

## Kapitel III.

### Die Krankheiten, in die die Franzosenseuche ausartet.

Im Vergleich mit den schrecklichen Folgen der Franzosenkrankheit erscheint das Grundübel von untergeordneter Bedeutung. So zahlreich sind die Störungen, in welche diese Krankheit ausartet, dass letztere einem pathologischen Quodlibet vergleichbar ist. Zu diesen Complicationen gehören in erster Linie die Gelenkkrank-

heiten; anfangs sind Schmerzen das einzige Symptom, aber bald schwellen die afficierten Glieder an, und schliesslich kommt es zur Bildung von umschriebenen Ansammlungen und Knoten, in Bälde verhärten sich diese und rufen dann die unsäglichsten Schmerzen hervor. Diese Erscheinungen sind das schlimmste an der ganzen Krankheit. Hier lässt sie sich häuslich nieder; von hier aus verbreitet sie alle nur denkbaren Schmerzen über den ganzen Körper, und die Qualen sind um so heftiger, als solche Knoten nur selten vereitern. Die Schmerzen, die sie machen, sind die schrecklichsten, die man sich überhaupt vorstellen kann. Ich selbst hatte einen solchen Knoten an der Innenseite meines linken Fusses über dem Talus, und konnte ihn, nachdem er einmal hart geworden, volle acht Jahre nicht los werden: er liess sich weder durch Einreibungen, noch durch örtliche Umschläge zur Verteilung oder zur Vereiterung bringen. Er blieb vielmehr knochenhart, bis er in letzter Zeit unter der Wirkung des Guajakholzes verschwand. Bei den Frauen kommen in den Geschlechtsteilen kleine Geschwüre vor, die Brutstätten dieses eigentümlichen Gifts bilden und um so gefährlicher sind, als sie sich dem Blick entziehen, wollte man selbst vor dem Beischlaf diese Vorsichtsmaassregel ergreifen. Darin liegt gerade die Tücke der Krankheit, dass man sich nicht dagegen schützen kann; denn die mit ihr behafteten Weiber haben oft eine reine, fleckenlose Haut. Häufig kommt es zu Contracturen und Verhärtung der Sehnen; manchmal werden diese umgekehrt schlaff und rigid. Zuweilen geht die Krankheit in gewöhnliche Gicht über; in anderen Fällen artet sie in Paralyse und Apoplexie aus. Oft führt sie zur Lepra; man hält sich sogar für berechtigt, eine Verwandtschaft zwischen der Franzosenseuche und dieser anzunehmen, einmal aus aetiologischen Erwägungen und zweitens weil jene so häufig diese im Gefolge hat. Oft schütteln die Kranken vor Schmerz, wie im Froststadium des Fiebers. Ferner kommen Abscesse vor, die zuweilen zur Gangrän und Fistelbildung führen, sowie chronische Geschwüre mit profuser Sekretion, die oft so stark in die Tiefe fressen, dass Knochen blosgelegt, später cariös und schliesslich sogar unter hoher Lebensgefahr gangranös werden. Sind auch alle diese Complicationen höchst schleichend in ihrem Verlauf, so führen sie doch ob ihrer Hartnäckigkeit zu hoher Abmagerung: das Fleisch wird aufgezehrt, und schliesslich deckt

nur noch die schlaffe Haut die Knochen; und indem auch die inneren Organe der Zehrung verfallen, werden die Kranken schwindsüchtig. In sehr vielen Fällen kommt es zur Kachexie oder zur Wassersucht, manchmal zur Blasenverschwärung, und in der Regel zu tiefgreifenden Zerstörungsprocessen in Magen und Leber.

Es ist eine ziemlich weitverbreitete, aber durchaus irrige Auffassung, die Knoten, Ansammlungen, Fisteln und Geschwülste nicht als charakteristische Symptome oder Complicationen der Krankheit als solcher anzusprechen, sondern aus der giftigen Wirkung des eingeriebenen Quecksilbers erklären zu wollen. Es ist eine Auffassung, die zwar auch heute noch unter den deutschen Aerzten zahlreiche begeisterte Vertreter findet; aber wie viel auch ihrer Anhänger sein mögen, sie ist nur eine unter vielen Irrlehren, denen in diese Krankheit betreffenden Fragen die Aerzte so schmählich zum Opfer gefallen sind. Ich habe mit eignen Augen dieselben Erscheinungen bei zahlreichen Kranken beobachtet, die überhaupt nie geschmiert haben, unter anderen bei meinem eigenen Vater Ulrich von Hutten.

---

## Kapitel IV.

### Die ersten Behandlungsversuche.

Bei der Ratlosigkeit der Aerzte warfen sich die Chirurgen ins Zeug. Zuerst versuchten sie es damit, den Ausschlag mit Aetzmitteln zu zerstören; nachdem dieser jedoch eine zu universelle Ausbreitung besass, als dass es angängig erschienen wäre, jede einzelne Stelle zu ätzen, kamen sie auf den Gedanken, ihm mit Salben beizukommen. Man versuchte es mit den verschiedensten Compositionen; aber nur solche, die metallisches Quecksilber enthielten, erwiesen sich als wirksam. Man machte Salben aus Myrrhe, Mastix, Cerussa, Lorbeeren, Alaun, armenischer Thonerde, Zinnober, Mennige, Korallen, Kupferasche und Kupfervitriol, Bleiglätte, Bleiasche, Eisenrost, Terpentin und Harz; unter den öligen Salbengrundlagen nimmt das Lorbeeröl die erste Stelle ein; ausserdem verwendete man gewöhnliches Oel, Rosen-, Terpen-

tin- und das stark wirkende Wachholderöl, sowie Nardenöl. Von Fetten benutzte man Schweine- und Gänsefett, Bären- und Menschentalg und Wachs, ferner Rinderklauenfett, Maibutter, Hirschmark, Bocks- und Hirschtalg, Rosenhonig und gewöhnlichen Honig. Des weiteren setzte man zu gepulverte Erdwürmer oder deren öligen Macerationsextrakt, Kampfer, Euphorbium und Bibergeil. Zwei oder drei von diesen Substanzen, manchmal noch mehr, wurden zu einer Salbe verarbeitet und damit Arm- und Schenkelbeugen, manchmal auch Hals und Rücken, zuweilen auch der Nabel eingerieben, während andere sogar den ganzen Körper schmieren liessen. Die Einreibungen wurden ein- bis zweimal täglich oder auch nur alle zwei bis drei Tage vorgenommen. Der Kranke wurde dabei in ein anhaltend überhitztes Zimmer gesperrt, zwanzig-, dreissigmal oder selbst noch öfter geschmiert und jedesmal danach ins Bett gesteckt und in Decken gepackt, bis er in Schweiss geriet. In der Regel zeigten die Patienten schon nach der zweiten Einreibung Symptome von Erschöpfung: so gewaltig war die Wirkung des Mittels, das das Krankheitsgift von der Körperoberfläche in den Magen und von dort aus ins Gehirn trieb, von wo es dann durch Hals und Mund ausgeschieden wurde, und zwar mit solcher Gewalt, dass bei Vernachlässigung einer sehr sorgfältigen Mundpflege die Zähne ausfielen. Unter allen Umständen kam es zu Geschwürsprocessen im Rachen, auf der Zunge und am Gaumen, zur Schwellung des Zahnfleisches, zur Lockerung der Zähne; übelriechender Speichel floss anhaltend aus dem Mund, und so gross war dessen Contagiosität, dass jede Stelle, die er benetzte, sofort krank und unrein wurde; so verschwärten durch den Contact die Lippen und die Mundhöhlenschleimhaut. Das Krankenzimmer wurde durch den Gestank verpestet, und die ganze Behandlungsmethode war eine so grausame, dass mancher Kranke den Tod den Martern der Kur vorzog. Dabei genas kaum 1 pCt. der Kranken; die meisten bekamen schon nach kurzer Zeit Recidive. Man kann sich nach dieser Beschreibung ungefähr vorstellen, was ich ausgestanden habe, wenn ich bemerke, dass ich in den acht Jahren, die ich an der Krankheit litt, elf solche Kuren mit all' ihren Gefahren, mit all' ihren Martern durchgemacht und es daneben noch mit allen möglichen Mitteln, von denen man sich Erfolg versprach, versucht habe; so versuchte man es mit Badekuren,

mit örtlicher und innerlicher Anwendung von Kräuterabkochungen und mit lokaler Application von Aetzmitteln. Zu letzterem Behuf verwendet man Arsenik, Kupfervitriol, essigsaures Kupfer und Salpetersäure; diese Applicationen waren so schmerzhaft, dass man wahrhaftig sehr am Leben hängen musste, wenn man nicht lieber sterben, als ein solches Leben führen wollte. Aber das unangenehmste war doch die Schmierkur, mit der noch der weitere Uebelstand verbunden war, dass die Leute, die sie verordneten, von der Medicin nichts verstanden; denn nicht allein die Chirurgen wendeten sie an, sondern jeder Grünschnabel, der sie an anderen Kranken oder wohl auch an seinem eigenen Leibe vornehmen sah, spielte sich auf den Arzt aus. Man wendete natürlich bei allen Kranken dieselbe Salbe an und schusterte, wie es im Sprichwort heisst, alles auf denselben Leist. Trat im Verlauf der Behandlung irgend ein unvorhergesehener Zufall ein, so konnten die Ignoranten natürlich dem Kranken keinen Rat geben. Es kam so weit, dass diese Gauner bei der herrschenden Bestürzung schliesslich machen konnten, was sie nur wollten, und die Aerzte sahen es ruhig mit an. So wurden die Kranken in systemloser Weise und ohne jede weitere Verordnung, als etwa Schwitz- und Dampfbäder, ohne Rücksicht auf Jahreszeit und Constitution nach einer Schablone behandelt oder misshandelt. Die unwissenden Masseure suchten weder die Krankheitsstoffe durch Abführmittel zur Ausscheidung zu bringen, noch gaben sie irgend welche Verordnungen in Bezug auf die Diät. Endlich kam es dabei so weit, dass die Zähne wacklig und unbrauchbar wurden; aber ohnehin verlor der Kranke jede Spur von Appetit; denn die Mundhöhle bildete nur noch eine grosse Geschwürsmasse, der Magen wurde abgekühlt und der Atem stinkig; und trotz des unerträglichen Durstes, an dem die Kranken litten, fand man kein Getränk, das dem Magen zugesagt hätte. Häufig wurden die Patienten schwindlig, zuweilen sogar geisteskrank. Dazu kam manchmal noch Zittern, öfters auf Arme und Beine beschränkt, in anderen Fällen aber universell, sowie in manchen Fällen unheilbares Stammeln. Ich sah viele Kranke mitten in der Kur zu Grunde gehen, und weiss von einem Neuling in der Behandlung, der an einem Tage drei starke Bauern in grausamer Weise lieferte, indem er sie in ein übermässig heisses Dampfbad steckte: die Kranken hielten sich in der Hoffnung auf

Genesung tapfer, bis infolge der enormen Hitze ihre Herzthätigkeit versagte und in der Ohnmacht der Tod eintrat. In anderen mir bekannten Fällen schwoll der Rachen bis zu vollkommener Occlusion an: es kam zur Retention der Krankheitsprodukte, die hätten expectoriert werden sollen, und schliesslich konnte auch die Atemluft nicht mehr passiren, und die Kranken erstickten. Wieder andere starben an Harnverhaltung. Fälle von Genesung waren überhaupt selten, und selbst im günstigsten Falle waren die Gefahren, die Qualen, die Leiden unbeschreiblich gross.

---

## Kapitel V.

## Die Mittel, die ich selbst angewendet habe.

Während der Einreibungen nahm ich, um Unfällen in der Mundhöhle vorzubeugen, Alaunstücke in den Mund und liess sie dort zerfliessen. Zum Verbinden der Geschwüre und zu Bähungen für kranke Gelenke verwendete ich Kräuterumschläge, wie Abkochungen von Wermut, Kamillen, Ysop, Poleiminze, Salbei u. a. in Wasser und Wein. Die Geschwüre behandelte ich früher nach Eytelwolf's Rat mit einer aus gleichen Teilen Alauns, essigsauren Kupfers, gereinigten Honigs und Essigs bereiteten Salbe, später benutzte ich dazu, wie ich's von einem gemeinen italienischen Soldaten gelernt habe, Kalkwasser, das ich folgendermassen gewann: Ich brachte Brunnen- oder Flusswasser in einem neuen Topf zum Sieden und goss es dann in ein gründlich gesäubertes Holzfass oder -becken, das ungelöschten Kalk enthielt. Ich wartete ruhig ab, bis sich der Kalk gelöst und die Flüssigkeit sich gesetzt hatte, schöpfte dann den Schaum von der Oberfläche ab und goss, ohne das Sediment am Boden aufzuschütteln, die darüberstehende wasserklare Flüssigkeit vorsichtig ab und verwahrte sie zum Gebrauch. Mit dieser Lösung tränkte ich Schwämme oder Leinwandlappen, legte diese, so heiss ichs aushalten konnte, auf die Geschwüre, die ich damit wusch und von dem Sekret befreite, dann verband ich sie mit Leinwandstreifen, die ich in die gleiche Lösung tauchte. Unter der Wirkung dieses Verbandwassers liessen die Schmerzen nach, die

Schwellung ging zurück, die Geschwüre reinigten sich, Hitze und Entzündung wurden verhütet; das letztere ist umso auffallender, als der ungelöschte Kalk doch sonst eine erhitzende Wirkung hat. Ich kenne kein zweites Mittel, das sich ihm ebenbürtig an die Seite stellen könnte, ja, ich bin überzeugt, dass dieses Mittel die unmittelbare Gefahr von mir abgewendet hat; die Krankheit wütete nämlich damals in bösartiger Weise. Auch pflegte ich, wenn nötig, durch Cassia für offenen Stuhl zu sorgen; ich schwitzte öfters und entzog mir häufig mit Schröpfköpfchen Blut. Daneben nahm ich morgens ein eichelgrosses Quantum Terpentin, ein Mittel, das in Italien als sehr wirksam gepriesen wird: es soll dadurch die krankhafte Blutmischung günstig beeinflusst werden, aber ich weiss nicht inwiefern; es soll dem Stuhlgang nachhelfen und dem Magen gut thun, und letztere beiden Punkte kann ich aus Erfahrung bestätigen; es wird behauptet, dieses Mittel thue den Sehnen gut und kräftige die Gelenke.

Durch diese Massregeln, durch Mässigkeit im Essen und Trinken, wie überhaupt durch eine einfache Lebensweise bin ich vielen Gefahren entgangen, die einem Manne, der, wie ich, fortwährend bei Wind und Wetter herumwanderte, der durch drückende Armut vielen Entbehrungen unterworfen war, der körperlich und moralisch nimmer Ruhe finden konnte, so leicht hätten den Garaus machen können. Ich brachte es damit fertig, dass trotz der tiefen und bösartigen Geschwürsbildungen über meiner Tibia, weder eine Sehne, noch ein Knochen, noch mein Gesicht angegriffen wurde, dass Mundhöhle und Zunge gesund und die inneren Organe verschont blieben: mein Magen und meine Leber blieben in Ordnung, ohne dass ich oft nötig gehabt hatte, mit andern Mitteln nachzuhelfen. Aber bei alledem konnte ich durch das beschriebene Verfahren doch nur die Krankheit in ihrem Verlauf aufhalten, aber sie nicht ausrotten; ich konnte meine Schmerzen wohl lindern, aber deren Ursache nicht aus der Welt schaffen, ich konnte die Gefahr hinausschieben, aber nicht beseitigen. Meine Genesung verdanke ich hauptsächlich, vermutlich einzig und allein dem Guajak, zu dessen Beschreibung ich mich nunmehr wende.

## Kapitel VI.

### Beschreibung des Guajakholzes. Seine Entdeckung und Bezeichnung.

Wenn wir die Quelle aller Güter und aller Uebel im Himmel suchen müssen, so können wir dem Schöpfer nimmer genug dafür danken, dass er uns das Guajakholz geschenkt hat: das Mittel ist ein Segen, wie die Krankheit ein Fluch ist.

Das Guajakholz stammt aus der neuspanischen Insel, die im fernen Westen in der Nähe des amerikanischen Festlands, nur wenig nördlich vom Aequator liegt und zugleich mit den übrigen Ländern der neuen, unsern Ahnen unbekannten Welt entdeckt wurde. Die Bewohner dieser Insel leiden alle zur einen oder andern Zeit an der Krankheit, die dort ebenso verbreitet ist, wie bei uns die Blattern, und sie wenden nur dieses Mittel dagegen an. Ein spanischer Edelmann, der als Gouverneur der Insel schwer daran erkrankte, lernte von den Eingebornen dieses Mittel kennen und brachte es mit sich nach Europa, anfangs zweifelhaft, ob es sich jenseits des Meeres ebenso wirksam erweisen würde wie auf der Insel. Ursprünglich wollten es die Aerzte nicht empfehlen, da sie fürchteten, es würde sie am Säckel schädigen; aber schliesslich nahmen sie es doch auf und waren gleich unverschämt genug, zu behaupten, von dem Guajak allein sei ohne Beobachtung ihrer Vorschriften ein Erfolg nicht zu erwarten. Ich verstehe nicht, wie sie das irgend einem weis machen konnten; denn es ist bekannt, dass es auf jener Insel überhaupt niemals Aerzte gegeben, während das Guajak dort von jeher angewendet wurde. Die Aufgabe des Arztes bei dieser Cur werde ich später besprechen; jetzt zurück zum Thema!

Man gab ihm die Bezeichnung Guaiacum; in dieser Form schrieben nämlich die Spanier das mit einer Aspirata beginnende Huiacum der Eingebornen. Wenigstens erzählte mir vor kurzem Paul Ricius in Augsburg, er habe es von einem Spanier, der auf jener Insel gewesen, dass die Eingebornen die erste Silbe nicht Gua aussprechen, aber die spanische Sprache verlange eine solche Schreibweise, da in ihr das lateinische Gu nicht mit unserm G-laute,

sondern als ein aspiriertes U ausgesprochen würde, so dass im Spanischen das Wort ebenfalls dreisilbig Huiacum klingt. Man könnte der Drogue auch sehr wohl einen hochstehenden Namen geben, ähnlich wie der Arzt Philo, der seine Alexopharmaca „Gottesgabe“ nannte, oder nach dem Beispiel unserer modernen Aerzte, die in ihrer Eitelkeit ihren Arzneitränken dem Aberglauben entsprungene Bezeichnungen, wie „Hand Christi“, „Apostelmixtur“, „Gottesgnade“, „Gegengift St. Pauli“ geben.

Der Guajakbaum wird als rund und schlank wie unsere Esche beschrieben; er trage kastanienförmige Früchte. Seine Oberfläche fühlt sich seifig an. Er hat die Farbe des Buchsbaums, aber dunkler Die besten Sorten sollen jene sein, bei denen das Schwarz überwiegt. Das ist so zu verstehen, dass die äusseren Schichten buchsbaumfarben, die inneren oder, deutlicher ausgedrückt, das Mark schwärzlich ist. Das Holz selbst ist ungemein schwer: selbst der kleinste Splitter sinkt rasch im Wasser. Es ist härter als Eichenholz und von so dichtem Gefüge, dass es keine Ritzen zeigt: wenigstens ist mir noch keine Probe zu Gesicht gekommen, an der die kleinsten Spuren von Spaltenbildung wahrzunehmen gewesen wären, und die Händler bestätigen darin meine eigne Beobachtung. Es ist brennbar und verbreitet beim Brennen einen keineswegs unangenehmen Geruch; dabei fliesst eine Art Gummi ab, für den wir noch keine Verwendung haben; dieser Gummi ist ziemlich dunkel und erstarrt beim Abkühlen zu einer sehr harten Masse. Die Rinde ist nicht sehr dicht, aber ungemein hart. Unter Berücksichtigung dieser charakteristischen Merkmale kann sich der Käufer leicht vor Fälschungen hüten. Denn wenn auch in der Farbe eine Täuschung möglich ist, so giebt es doch kein andres Holz, in dem all die angegebenen Eigenschaften zusammentreffen; die seifig-harzige Beschaffenheit, die Schwere, die kein andres Holz besitzt, der beim Brennen abtropfende Gummi, sein festes Gefüge und seine geringe Spaltbarkeit, das rasche Sinken des kleinsten Splitters im Wasser, der eigentümliche, keineswegs unangenehme, mir persönlich sogar recht angenehme Geruch, den man nicht leicht vergisst, wenn man ihn einmal wahrgenommen. Das Decoct ist wenig haltbar; im Sommer schimmelt es schon nach drei Tagen, während es im Winter nicht ganz so rasch verdirbt. Man wähle harzige, schwere Sorten; denn die trocknen, leichten sind alt.

Aus diesen Eigenschaften mögen die Aerzte eine rationelle Erklärung für seine Wirksamkeit ableiten, ich zerbreche mir darüber nicht den Kopf, sondern freue mich, dass es so wirksam ist. Wenngleich ich den Forschern, die uns eine genaue Erklärung für die Art seiner Wirkung geben, keineswegs ihr Verdienst absprechen will, so missbillige ich es doch, wenn man, wie es heutzutage Sitte ist, aus den Eigenschaften einer Drogue sofort eine rationelle Therapeutik herleiten will. Solche überstürzte Versuche halte ich für verfehlt; erst an der Hand einer ausgiebigen klinischen Beobachtung sollte man eine rationelle Erklärung über die Wirkungsart der Droguen versuchen. Doch nunmehr zur Anwendung und zur pharmaceutischen Präparation des Mittels.

---

## Kapitel VII.

## Die pharmaceutische Präparation des Guajakum.

Für Heilzwecke wird die Drogue in folgender Weise verarbeitet. Das Holz wird zuerst in möglichst feine Splitter zerlegt. Manche bedienen sich zu diesem Behuf des Hobels und behandeln die Hobelspäne direkt mit Wasser, während andere diese zuerst noch zu zerreiben oder im Mörser zerstossen und so das Holz zu einem homogenen Pulver reducieren, in der Meinung, dass durch den intimeren Contact mit dem Wasser ein kräftigeres Dekokt gewonnen wird; ich weiss indess nicht, ob es einen Unterschied macht. Wieder andere zersägen das Holz, behandeln die so gewonnenen Blöckchen mit der Feile und verarbeiten die Feilspäne. Man maceriert ein Pfund Holz, gleichviel ob in der Form von Splittern, Mehl oder Spänen, vierundzwanzig Stunden lang mit acht Pfund Brunnen-, Fluss- oder Quellwasser, kocht es dann in einem neuen glasierten Topf, der vor dem Gebrauch gründlich zu reinigen ist, bei gelinder Hitze über glühenden Kohlen mindestens sechs Stunden lang, bis es auf die Hälfte eingekocht ist, muss es aber dabei sorgfältig überwachen, damit es nicht aufkocht. Denn durch Ueberkochen soll es an Gehalt und Wirksamkeit verlieren. Aus diesem Grund darf man es auch nicht über der Flamme kochen, sondern nur über mässig glühenden Kohlen, und der Topf darf nicht ganz, sondern

nur zu zwei Dritteln gefüllt sein. Der Schaum, der sich beim Kochen an der Oberfläche ansammelt, wird abgeschöpft und zum Einschmieren der Geschwüre verwendet; denn er besitzt meiner Erfahrung nach in hervorragendem Maasse eine austrockende Wirkung. Das Dekokt wird durchgeseiht und in ein Glasgefäss gegossen; der Rückstand wird von neuem mit acht Pfund Wasser zu einer zweiten Abkochung verarbeitet; letzteres dünne Dekokt trinkt man zum Essen, während das stärkere als Medikament eingenommen wird. Dieses Dekokt ist es, dass uns allein von jener schweren Krankheit heilt; es ist das Alpha und Omega, der Schwerpunkt der ganzen Behandlung. Nicht nur bedarf es keinen weiteren Zusätze, sondern verträgt nicht einmal solche, wie ich später darlegen werde. Manche verwenden zur Bereitung des Dekokts ausschliesslich weiches, krystallhelles Wasser, während andere jede Art Süsswasser für zulässig halten, da es sich ihrer Meinung nach beim Kochen doch reinigt. Darin sind sich indess alle einig, dass es nicht auf- oder überkochen darf; deshalb soll es auch nur in einem gut verschlossenen Topf abgekocht werden, damit nichts durch Verdampfen verloren geht. Sobald man sieht, dass Schaum heraus kommt, wird der Deckel vorsichtig gelüftet, der Schaum abgeschöpft und der Topf wieder zugedeckt. Der Grund, warum zur Aufbewahrung Glastöpfe empfohlen werden, ist der, dass Glas wegen seiner Durchsichtigkeit besser gereinigt werden kann.

Das Dekokt hat die Farbe mässig trüben Sumpfwassers; eingetauchte Leinwand färbt es charakteristisch grün. Wenn man es zum ersten Mal trinkt, kommt es einem etwas sauer vor; aber wenn man sich daran gewöhnt hat, schmeckt es einem ganz gut. Die Aerzte setzen gern zu einem Pfund Dekokt vier Unzen Honig; obwohl ich dagegen nichts einzuwenden habe, halte ich einen solchen Zusatz für überflüssig, und bei einem an und für sich wirksamen Mittel unterlasse ich lieber alle unnötigen Beimischungen; ohne Not braucht man doch die Arbeit nicht zu compliciren. So schlecht schmeckt das Guajacum nicht, dass man seinen Geschmack mit Honig zu corrigiren hätte; im Gegenteil, es schmeckt den Kranken ganz gut, was auch die Aerzte sagen mögen. Aerzte sage ich, nein, Charlatans meine ich. Gelehrte und erfahrene Aerzte, wie unser gemeinschaftlicher Freund Dr. Stromer,

Dr. Kopp und andere ihres Schlages wissen nur zu gut, wie verkehrt es ist, unbekannte Mittel durch Zusätze zu verändern oder da Zusätze zu machen, wo kein Mangel entdeckbar ist. Stromer, den ich auf warme, vielseitige Empfehlung, doch erst nach langem, in der Neuheit der Heilmethode begründeten Zögern vor einiger Zeit in Augsburg konsultierte, sprach mir selbst im Laufe der Conversation, als auf das Guajacum die Rede kam, in wohldurchdachten Worten, wie es seine Art ist, seine Befürchtnng aus, das Mittel möge durch Beimischungen seitens unwissender Aerzte in Misskredit geraten, gab aber gleichzeitig seiner Ueberzeugung Ausdruck, dass seiner Erfahrung nach das Guajacum ohne solche fremden Znsätze die Krankheit günstiger beeinflusse, als irgend ein anderes Mittel. So brachte er es fertig, dass ich mich ohne jedes weitere Bedenken der Guajakkur unterwarf. Ich will es hier ein für allemal vorausschicken, dass ich überall, wo ich in meiner Schrift gegen die Aerzte polemisiere, nur jene im Auge habe, die, ohne jede Spur von Bildung und Erfahrung, durch ihren wohlfeilen Doktortitel dem grosen Publikum zu imponieren suchen; die, ohne griechisch und lateinisch zu verstehen, einen Beruf ausüben, der wie kein zweiter eine liberale und vielseitige Bildung verlangt, und die trotz aller Ignoranz dem deutschen Michel Sand in die Augen streuen; denn was der Doktor sagt, wird für baare Münze hingenommen. Doch wozu so viele Erklärungen? Einzig und allein, um mich von vorn herein gegen alle Anschwärzungen bei Ihnen, erlauchter Fürst, zu verteidigen, wenn man mich, wie anzunehmen, unter Hinweis auf diese und ähnliche Stellen, bei Ihnen als recht bissig hinstellt. So hat man's ja auch kürzlich gemacht, als man mich unbilliger Angriffe gegen die Juristen und Theologen zieh, während ich nur die unwissenden und dabei corrumpierten Jünger jener Wissenschaften, die geschworene Feinde jeder liberalen Bildung sind, gegeisselt und es doch dahin gebracht habe, dass viele würdige Vertreter jener Fächer glaubten, ich hätte ihnen Unrecht gethan, eine Auffassung, die mein Charakter ebenso wie der Context ausschliessen. Aber Sie werden das alles richtig zu würdigen wissen. Ich nehme daher Abschied von den reklamehaften Salbenkünstlern, dem Diebspack unter den Aerzten und den ungelehrten Herren Doctoren und komme auf mein Guajacum zurück, dessen Anwendungsweise ich nunmehr besprechen will.

## Kapitel VIII.

## Die Guajakcur.

Für die ganze Dauer der Cur muss sich der Kranke in einer Stube aufhalten, die weder zugig noch exponirt sein darf, wo durch ein anhaltend brennendes offenes Feuer, oder wie es in Deutschland Sitte ist, durch den geheizten Ofen für eine ausreichende Temperatur gesorgt wird; im letzteren Falle braucht allerdings das Feuer nicht dauernd zu unterhalten werden; aber unter allen Umständen muss es gut geschlossen bleiben, damit keine Spur von Zugluft ins Zimmer dringt. Kalt darf es freilich nie sein; fällt also die Cur in den Winter oder ins Spätjahr, so muss jedenfalls vor Sonnenaufgang gut geheizt werden; denn da ist's am kältesten. Etwaige Sprünge in den Fenstern sind mit Gips oder Kalk zu schliessen, und die Thüre innen und aussen mit Vorhängen oder Teppichen zu verhängen, damit beim Ein- und Ausgehen ja keine Luft ins Zimmer dringt.

Nachdem sich der Kranke darin installiert hat, entzieht man ihm langsam die Nahrung, erst ein Viertel, dann die Hälfte seines gewöhnlichen Quantums, damit er sich ans Fasten gewöhnt; man giebt ihm nur gewässerten Wein zu trinken, entleert dann den Darm durch ein Abführungsmittel, wofür man ein Mittel wählen mag, von dem man annimmt, dass es die Krankheitsstoffe zur Ausscheidung bringt; aber ein gewöhnliches Abführmittel, das nur auf den Stuhlgang wirkt, thut's auch; das ist übrigens die einzige Frage, über die man streiten kann. Nachdem es gewirkt, geht man gleich zur eigentlichen Cur über, die folgendermaassen durchgeführt wird: Man lässt den Kranken zweimal täglich, morgens gegen 5 und abends 8 Uhr, je einen kleinen Becher des stärkeren Dekokts warm trinken; unter einem kleinen Becher meine ich einen, der ca. $^1/_2$ Pfund Flüssigkeit hält. Bekanntlich bestimmen ja die Aerzte auch Flüssigkeitsmengen, altem Brauche treu, nach dem Gewicht, nicht nach Hohlmassen. Da man bei der Darstellung des Dekokts auf ein Pfund Holz acht Pfund Wasser verwendet und dieses auf die Hälfte einkochen lässt, somit nur vier Pfund Dekokt gewinnt, und da täglich ein Pfund zu trinken ist, so ist

klar, dass das angegebene Quantum für vier Tage reicht. Der Trank ist rasch und ohne Pause zu schlucken; danach muss der Kranke mindestens vier Stunden ruhig liegen, die ersten beiden Stunden gut zugedeckt, damit sich mit Hülfe der Wärme das Medicament gut in die Glieder verteilt und die Krankheitsstoffe ausgeschwitzt werden: wie wichtig das ist, werde ich an geeigneter Stelle besprechen. Auch eine volle Stunde vor dem Trinken muss der Kranke gut zugedeckt werden, damit er warm wird. Manche lassen den Kranken erst fünf Stunden nach dem Trinken aufstehen. Nahrung wird erst mittags genommen, und auch dann möglichst wenig; denn das Mittel verlangt vor allem einen leeren Magen. Der Kranke darf sich also nicht halbvoll, geschweige denn ganz voll essen, sondern eben nur genug nehmen, um sich auf den Beinen zu halten, genug, um sich vor Kräfteverfall zu schützen, aber nicht genug, um zu Kräften zu kommen. Man kann dies ohne Gefahr thun; denn das Guajacum selbst besitzt eine kräftigende, roborirende Wirkung, die es aber nur bei leerem Magen entfaltet. Jedenfalls kann der Patient bei einem Minimum an Nahrung bestehen, wenn er nur das Dekokt regelmässig trinkt.

Hat der Kranke keine Geschwüre und Wunden, so unterbleibt jede äusserliche Behandlung. Anderenfalls bestreicht man einen Leinwandstreifen mit der sogen. ungereinigten weissen Salbe, die aus Bleiweiss, Rosenöl und Kampher besteht, und legt diese auf. Manche begnügen sich damit, Guajakschaum einzureiben oder dessen gepulverten Abdampfungsrückstand aufzustreuen. Ausser in der Form des Schaums wird das Guajakdekokt äusserlich nicht angewendet.

Bis zur Genesung ist bald längere, bald eine kürzere Zeit erforderlich, in vielen Fällen dreissig Tage. Nach vierzehn Tagen ist zum zweiten Male ein Abführmittel zu reichen; ich erkläre mir die Notwendigkeit dazu aus der Theorie des Aphrodisiers Alexander, der lehrt, dass sich im Hungerzustand im Darm scharfe Stoffe ansammeln; diese Ansammlung schädlicher Substanzen zu entfernen und den Organismus des Kranken rein zu erhalten, ist der Zweck des zu dieser Zeit gereichten Abführmittels. An diesem Tage wird morgens mit dem Trinken ausgesetzt, aber gleich abends wieder damit angefangen. Von diesem Tage ab bekommt der Kranke dann mehr zu essen, und am zwanzigsten Tage wird das Nahrungs-

quantum wieder gesteigert. Aber mit diesem „mehr“, und diesem „steigern“ ist immer noch herzlich wenig gemeint, wie aus dem folgenden Kapitel ersichtlich. Manche Aerzte befürchten von einem solchen Mehr an Nahrung eine Beeinträchtigung der Wirkung des Mittels und halten daher ihre Kranken volle dreissig Tage auf derselben striktesten Diät. So viel ist sicher, dass das Mittel um so besser wirkt, je weniger der Kranke isst. Allerdings wird der Hunger von Tag zu Tag quälender; aber wenn der Kranke bedenkt, dass ihm sichere Heilung in Aussicht steht, wird er sich schon beherrschen. Unter der Wirkung dieses Medicaments gewinnt nämlich der ausgehungerte und durch Schwitzen geschwächte Patient den Appetit wieder, den ihm die Krankheit längst benommen. Gegen Ende der Cur, wenn man schon daran denken kann, den Patienten wieder ausgehen zu lassen, giebt man von neuem ein Abführmittel, lässt aber danach vier bis sechs Tage weitertrinken. Es bildet dies einen guten Abschluss für die Cur. Manche halten den Kranken so lange in der Stube, bis die Krankheit gänzlich behoben und die vollkommene Genesung eingetreten. Andere lassen ihn dreissig Tage im Zimmer; dann darf er ausgehen, aber natürlich nur unter Beobachtung aller erforderlichen Cautelen, anfangs nur auf kurze Zeit, dann täglich etwas länger. Selbstverständlich schickt man ihn nicht gleich ins Freie, sondern lässt ihn erst innerhalb seiner vier Wände herumgehen, von einem Zimmer ins andere, dann in ein Nachbarhaus, so dass er sich wieder nach und nach an die frische Luft gewöhnt. Alle unvermittelten Uebergänge sind verpönt, alle Veränderungen sind Schritt für Schritt einzuleiten. Die beim Ausgehen noch vorhandenen Krankheitsrückstände sollen sich rasch verlieren, wie auch meine eigene Erfahrung beweist. Nachdem nämlich nach dreissig Tagen meine Geschwüre über der Tibia noch nicht ganz übernarbt waren, blieb ich noch weitere zehn Tage zu Hause, ohne auch dann wesentliche Fortschritte gemacht zu haben. Ich fürchtete mich vor der Kälte — der Winter fing bereits an — und hätte deshalb gern noch einige Tage zugegeben; aber auf Drängen meiner Aerzte riskierte ich es, auszugehen, und ich hatte es nicht zu bereuen. Meine Geschwüre waren damals nicht mehr tief oder geschwollen, sondern ganz oberflächlich und nur hauttief; aber sie wollten sich gar nicht überhäuten. Es dauerte nach meinem ersten

Ausgang noch volle zwanzig Tage, bis sie sich ganz schlossen; allerdings war es tiefer Winter, und ich reiste inzwischen von Schwaben nach Franken. Den Grund eines so langsamen Heilungsprocesses suche ich in der Thatsache, dass ich auf ärztlichen Rat zu viel ass und dass mir der Arzt ein zu schwaches Dekokt verabreichte; ich verbrauchte nämlich kaum fünf Pfund Holz, während andere Kranke deren acht, ja zehn bewältigen. Der Arzt verfiel in diesen Irrtum, indem er bei mir, einem von Hause aus schlanken und durch das lange Leiden noch weiter abgemagerten Patienten die Dose, die die Krankheit auszurotten im Stande wäre, unterschätzte und aus demselben Grund auch Kräfteverfall befürchtete, weshalb er doppelt ängstlich war. Aber er ging dabei von zwei falschen Voraussetzungen aus; einmal hätte er nicht meinen damaligen, sondern meinen normalen Körperbau berücksichtigen müssen, und zweitens besitzt ja das Medicament die Eigenschaft, Verschwächung zu verhindern. Deshalb sollte man schwächlichen Individuen nicht kleinere, sondern grössere Dosen verordnen. Die Wirkung des Medicaments ist ja keine stürmische, sondern eine langsame, aber sicher heilende. Ja, ich empfehle, das Medicament länger auf dem Feuer zu lassen und noch mehr einzukochen, etwa auf ein Drittel seines ursprünglichen Volumens, da es dadurch an Gehalt und Wirksamkeit gewinnt.

Manche empfehlen Hartleibigen, im Bedarfsfalle morgens eine halbe Unze einer wässrigen Abkochung von gepulverten Guajakspänen zu trinken, und wenn das nicht wirkt, die Dose zu wiederholen. Mir haben indess auch zwei Gaben nicht geholfen.

---

## Kapitel IX.

## Die Diät während der Cur.

Ueber die vorzuschreibende Diät wird noch gestritten. Manche beschränken den Kranken ausschliesslich auf Brot, nach Galen die einfachste Nahrung, und ein mässiges Quantum Weinbeeren: sie erlauben vier Unzen ungesalzenes, ungewürztes Brot, verbieten aber Beikost jeder Art: höchstens erlauben sie ihm, etwas Hühner-

brühe zu schlürfen oder einmal täglich sein Brot darin aufzuweichen; abends bekommt er nur eine Unze Brot und Weinbeeren. — Andre gestatten ein halbes Junghuhn oder ein Viertel eines älteren Huhns, einfach in Wasser eventuell unter Zusatz von etwas Zucker, aber ohne Salz und Gewürze abgekocht, daneben drei Unzen Brot und abends ebenfalls eine Unze Brot und Weinbeeren. Es ist wichtig, dass der Kranke für die Dauer der Cur keine Spur von Salz zu sich nimmt. Nur feinstes, weisses Weizenbrot ist zu verwenden; die Bäcker versüssen es gewöhnlich, aber gegen diesen Zuckerzusatz ist nicht das geringste einzuwenden. Einzelne Aerzte geben daneben weniger als Nahrungsmittel denn als Medicament eine wässrige Abkochung von Boretschblättern und eventuell -blüten, oder lassen Boretsch als Gemüse zum Huhn essen. Manche schreiben diese Diät für die volle Dauer der Cur vor, andre nur für vierzehn Tage, nach deren Ablauf sie zu einer weniger strengen Hungercur übergehen; nach dem zwanzigsten Tage geben sie dem Kranken täglich zwei Mahlzeiten. So viel ist sicher, dass der Kranke infolge der strengen Diät, die das Medicament verlangt, hochgradig abmagert; trotzdem haben manche Patienten, die schon nach vierzehn Tagen vollkommen hergestellt waren, noch einige Tage zugelegt. Zum Essen wird das schwächere Dekokt getrunken. Ueber das angegebene Nahrungsquantum hat sich bis dato noch keiner hinausgewagt. Ich gebe indess zu, dass Aerzte bei Kranken mit trocken-heissen Constitutionen eine so strenge Diät für gefährlich halten: sie berufen sich dabei auf Galen und Hippokrates, die an zahlreichen Stellen gegen eine zu schmale Krankenkost eifern; aber ich habe von keinem Patienten gehört, der von der Guajakcur einen Schaden erlitten hätte, und ich gründe meine Anweisungen auf die Erfahrung, nicht auf doktrinäre Schriften. Ja, ich habe selbst eine troken-heisse Constitution, und bin doch durch die die Hungercur weder schwindsüchtig noch hektisch geworden: das sind ja die Folgen, die jene befürchten. Um jedoch allen Eventualitäten vorzubeugen, empfehle ich Kranken, die in dieser Hinsicht ängstlich sind, den Arzt zu Rate zu ziehen, und damit basta.

Während der Cur muss sich der Patient jeder geschäftlichen Thätigkeit enthalten, ernstere Gedanken aus dem Kopfe schlagen und Sorgen jeder Art vom Halse schaffen; er muss auf Beratungen mit andern, auf Studien, kurz auf jede anstrengende geistige Thätig-

keit verzichten und vollkommener Ruhe pflegen; er hat Aerger und Aufregungen zu vermeiden, und das gilt hauptsächlich für melancholisch veranlagte Menschen; auch hat er sich vor Zornausbrüchen zu hüten; denn der Zorn erhitzt nach Galen hauptsächlich die galligen Elemente. Man hat dem Kranken etwaige traurige Vorkommnisse zu verschweigen. Dagegen darf er Gesang und Zitherspiel anhören, auch selbst musicieren und gemüthlich mit seinen Freunden plaudern. Auf die Notwendigkeit der Enthaltung vom geschlechtlichen Umgang komme ich später ausführlicher zu sprechen. Ich habe mich weiter noch auf Rat der Aerzte mit leichter, erheiternder Lektüre zerstreut; aber die Aerzte hätten mir das wohlkaum erlaubt, hätten sie nicht gewusst, dass ich solche Lektüre nicht berufsgemäss oder Studien halber, sondern nur zum Vergnügen pflege. Aber ich will keineswegs andern Kranken empfehlen, ohne weiteres darin meinem Beispiel zu folgen.

Früher oder später wird das Hungergefühl quälend, oft schon nach fünf Tagen; ich selbst habe die ersten zehn Tage nicht sonderlich darunter gelitten. Ueberhaupt kann man es schon aushalten, wenn man keine andern Leute essen sieht und keine Speisen zu sehen oder zu riechen bekommt. Fühlt indess der Kranke, dass es ihm vor Hunger schwach wird, so nehme er nicht gleich zu kräftigenden Speisen oder zu exotischen Gewürzen seine Zuflucht, sondern versuche es, mit Riechmitteln die schlaffen Lebensgeister anzuregen. Nach Galen werden ja durch Erregung des Geruchssinnes die tierischen Lebensgeister genährt und stimuliert. In der Auswahl von Riechmitteln hat man der Constitution Rechnung zu tragen: trockenheisse Naturen sind anders zu behandeln wie feuchtkalte. Ich ziehe in jedem Fall Hausmittel vor, da wir deren Eigenschaften genau kennen, und folge darin dem Beispiel des Demokritos, der einen Kranken aus einer bereits drei Tage lang anhaltenden Ohnmacht durch den Dampf gerösteten Brots erweckte. Man versuche also dadurch oder durch die gleichsam sehr wirksamen gekochten Zwiebeln, die man dem Kranken unter die Nase hält, die sinkenden Kräfte wieder zu beleben. Bekanntlich hat Weinduft einen ähnlichen Effekt; damit hat, wie bei Q. Curtius zu lesen, der Arzt Philipp den ohnmächtigen Alexander zum Bewusstsein gebracht, und, nach ihren Schriften zu urteilen, haben die alten Aerzte dieses Mittel jedem andern vorgezogen. Jedenfalls versuche man es mit

Riechmitteln, und dabei kommt in erster Linie ein alter, feuriger Wein in Betracht, dann Honig, namentlich in Form von Rosenhonig, des weiteren Aepfel, die mir Stromer fortwährend empfahl, durch seine Erfahrungen von der Wirksamkeit dieses einfachen Mittels, das noch dazu jederzeit zur Hand ist, überzeugt; manche ziehen Pfirsiche, wieder andere Quitten vor. Auch Rosen- und Senfessig wird gerühmt; auch damit kann man durch den Geruchsinn die Kräfte anregen. Zimmt, Muscatnüsse, Styrax, Citronen, Saffran, Gewürznelken, Moschus, Kampfer und andere kostspielige Luxusartikel überlasse ich zimperlichen Kranken. Kümmel, Anis, Koriander, Narde, Majoran, Rosen, Pfefferminz, Raute, Rosmarin, Veilchen, Salvei, Bibergeil, lauter einheimische Stoffe, sind alle recht wirksam, und vernünftige Aerzte haben gegen deren Anwendung keine Bedenken: ich selbst habe es oft damit versucht und hege eine hohe Meinung von ihren heilsamen Eigenschaften.

Der Kranke darf sich, so lang er ans Zimmer gefesselt ist, massieren lassen, aber nicht zu energisch; und ich halte von der Massage überhaupt, und speciell auch in unserem Falle, viel; daneben mag er sich den Kopf mit warmen Tüchern abreiben und sich das Haar fleissig mit einem Elfenbeinkamm kämmen.

---

## Kapitel X.

### Das Medicament verträgt keinerlei Zusätze.

Das Mittel verträgt keinen weiteren Zusatz, zum Schrecken der Aerzte, denen es nicht in ihren Kram passt, dass wir an ein Medicament glauben, welches nicht die Gifte dreier Weltteile enthält, und die fürchten, ihre Autorität zu verlieren, wenn wir Arzneien nehmen, deren Bestandteile nicht aus Indien, Aethiopien, Arabien und dem Inneren Afrikas kommen. Hätten sie auch jemals etwas Wohlfeiles gut geheissen? Gebe Gott, dass ihr Rat nimmer befolgt werde, wo die Guajakcur in Frage kommt, dass man vielmehr die berechtigte Warnung eines Stromer beherzige, der wohlbegründete Befürchtungen vor der Einmischung jener Pfuscher hegt. Man verlasse sich auf meine Erfahrungen, wenn

ich sage, dass dieses Medicament ganz allein ausreicht, die Krankheit zu beheben, und dass ausser dem empfohlenen Abführmittel zum Beginne der Cur, nach vierzehn Tagen und am Schluss keine andere Drogue nötig ist. Ich bin fest davon überzeugt, dass die Aerzte nur an ihr eigenes Interesse, nicht ans Wohl der Kranken denken, wenn sie erklären, man müsse Mittel nehmen, die die Krankheitsursache beseitigen, als ob das Guajak das nicht thäte. Des weiteren ist es ganz klar, dass der einzige Zweck für die Verabreichung der Abführmittel der ist, den Darm auszuleeren; denn der Rest des Körpers wird schon durch das Fasten von kranken Säften befreit und curiert. In jenem uncivilisierten Land, wo das Guajak wächst, giebt es ja weder Aerzte, noch exotische Droguen, weder Pharmakopoëen noch Aphorismen; vermutlich nehmen die Kranken irgend ein Kraut oder eine Wurzel mit abführender Wirkung, wahrscheinlich sogar alle ein und dasselbe, und zwar nicht, um damit die Krankheit zu heilen, sondern um durch einen leeren Darm die Wirkung des Guajak zu erhöhen. Deshalb gebe ich den Rat, den Leib nicht mit Höllenmixturen zu quälen, und warne vor allem vor complicierten Arzneitränken. Ich habe trotz allen Zuredens der Aerzte kein anderes Abführmittel genommen als einfaches Senna: vorher hatte ich mich sogar immer an Rhabarber und noch gemeinere Kräuter gehalten; aber der Erfolg hat mir recht gegeben. Wer dazu Lust hat, mag es mir nachmachen; Vorschriften gebe ich keine. Ich bin ja kein Dogmatiker, sondern einfacher Empiriker. Aber das möge man sich ein für alle Mal merken: ich rede nicht in den Tag hinein, sondern gebe andern die Produkte meiner eigenen Erfahrungen an die Hand; und hätten mich diese eines anderen belehrt, so würde ichs auch nicht verschweigen. So lege ich auch meine Erfahrungen über das Guajacum nieder, nachdem ich mich an der Hand streng kritischer Beobachtung von dessen Wirksamkeit überzeugt habe. Möglich, dass ich mich darin irre! Aber auch wenn sich meine Ansichten bestätigen, verlange ich weder Lob noch Lohn. Ich fühle mich einzig und allein aus Dankbarkeit dazu getrieben, auf den Wert des Guajak aufmerksam zu machen, und ich bin fest überzeugt, dass durch fremdartige Zusätze selbst kräftige Constitutionen an ihrer Gesundheit und an ihrem Leben geschädigt werden, dass das Medicament keiner weiteren Beimischungen bedarf, sondern im

reinen Zustand die Fähigkeit besitzt, die Krankheit auszurotten, dass jede weitere, namentlich interne Medication die Wirkung des Guajak nicht nur nicht unterstützt, sondern abschwächt und hemmt.

Das eine will ich noch erwähnen, dass während der Cur, in welcher Form auch die Krankheit im Einzelfalle auftreten mag, Bäder nicht nur nicht ratsam, sondern nach der Ansicht erfahrener Leute direkt contraindiciert sind; ja der Patient darf sich den Kopf gar nicht, die Hände nur selten, und auch dann nicht mit kaltem Wasser waschen.

---

## Kapitel XI.

## Die Rolle der Aerzte bei der Cur.

Vermutlich hat der Leser den Eindruck gewonnen, ich widerrate die Zuziehung der Aerzte bei der Cur unter allen Umständen; eine solche Absicht liegt mir fern. Ich empfehle vielmehr dem Kranken, selbst wenn er die Details der Guajakcur aus meiner Schrift erlernt hat, sich trotzdem nach einem tüchtigen und erfahrenen Arzte umzusehen, nach einem Arzte, der nicht zu freigebig mit seinen Recepten ist, und sich von einem solchen kontrollieren zu lassen. Dagegen warne ich vor jenen corrumpierten Medicastern, die exotische Droguen, am liebsten solche, die von den Quellen des Nil importiert werden, in Hülle und Fülle verschreiben und kostspielige Medicamente verordnen, wie sie selbst extraorbitante Honorare verlangen; von diesem Pack lasse man sich nicht durchs Gitter betrachten, geschweige denn behandeln. Ich fühle darin dem Asklepiades nach, wenn er die Arzneitränke als die geschworenen Feinde des Magens bezeichnet, und dem Celsus, wenn er sich dahin äussert, dass fast alle Medicamente den Magen verderben. Ich habe an mir selbst die Richtigkeit seines Satzes bestätigt gefunden: „Arzneiaufgüsse, die im Darm liegen bleiben, steigen zu Kopf und verursachen die heftigsten Schmerzen.“ Das mögen alle Kranken, die diese Cur durchmachen wollen, beherzigen und sich ja nicht blindlings jenen Henkers-

knechten anvertrauen, einmal weil sie in der neuen Cur noch keine Erfahrungen gemacht haben, zweitens aber, weil sie principiell niemals ihre Unwissenheit eingestehen, sondern immer gleich etwas verordnen, immer gleich mit ihren Recepten zur Hand sind. Hat ihnen doch noch nie ein Gesunder unaufgefordert seinen Urin gezeigt, ohne dass sie gleich ihr mysteriöses „Recipe“ geschrieben und erklärt hätten, sie witterten bereits eine latente Krankheit oder müssten einem drohenden Uebel vorbeugen. „Wenn Sie dieses Mittel nicht schlucken, bekommen Sie Fieber“, lautet die stereotype Phrase. Verabscheuenswertes Gesindel! Trotzdem haben sie in letzter Zeit das Guajacum aufgenommen und sich eine wichtige Rolle bei der Cur angemaasst, darin begünstigt von den Händlern, mit denen sie vermutlich ein Abkommen getroffen haben. Sie sahen nämlich, dass dieses einfache, wohlfeile Medicament ihre Beratungen zum grossen Teil entbehrlich macht, wagten es aber nicht, gegen ein so wirksames Mittel offen Opposition zu machen, wenn sie es auch, wie mir bekannt ist, gern gethan hätten; die Händler ihrerseits fürchteten einen geringen Absatz dafür, wenn es die Aerzte nicht verordneten, da kaum einer ohne ärztliche Empfehlung ein soweit her importiertes, noch nicht in den Hausmittelschatz aufgenommenes Medicament benutzen würde. Vermutlich wurde dann auf Grund eines gegenseitigen Uebereinkommens beim Publikum die Losung ausgegeben, der ärztliche Rat sei bei der Cur unentbehrlich. Dadurch konnten die Händler das nunmehr von ärztlicher Seite verschriebene Mittel verkaufen und ein gutes Geschäft damit machen; und die Aerzte werden bei der Cur zu Rate gezogen und bekommen ihr gewöhnliches Honorar.

Einige anständige Aerzte, die kürzlich im Auftrag des Kaisers und eines deutschen Bischofs eine Studienreise nach Spanien machten, um sich von denen, die die Cur auf der spanischen Insel durch Augenschein kennen gelernt hatten, darin instruieren zu lassen, haben unseren eigenen Erfahrungen kaum etwas Neues hinzugefügt, ausser einigen, ihrer eigenen Phantasie entsprungenen Empfehlungen betreffs Anwendung, Zeit und Verordnungsweise anderer Medicamente und eines mit mathematischer Präcision entworfenen Diätschemas. Sie habens damit gar nicht böse gemeint, sondern haben sich einfach durch die Macht der Gewohnheit und oft auch guten Aerzten eingewurzelte Vorurteile hinreissen

lassen, ihrem Drange, zu helfen, soweit nachgegeben, dass sich auch manche unnötigen Verordnungen eingeschlichen haben. Ich erkenne ihren guten Willen an, halte es aber für gefährlich, ihren Weisungen blindlings zu folgen.

Doch ich will jetzt zu jenen Schuften zurückkommen; sie haben sich, wie ich glaube, bei den Händlern einen Gewinnanteil ausbedungen. Ich selbst weiss wenigstens von einem Arzte, wenn man einen dummen, unerfahrenen Esel überhaupt so nennen darf, der anfänglich das Guajacum als ein wertloses, wirkungsloses Mittel verschrie, dem nur die Händler heilkräftige Eigenschaften andichteten. Als dieser Schreihals dann von einigen reichen Kranken consultiert wurde und sah, dass bei der grossen Zahl der Fälle mit der Cur ein gutes Geschäft zu machen war, da stieg ihm das Gold in die Nase, und er wurde weniger und weniger ausfallend, bis er schliesslich sogar anfing, es zu empfehlen und zuletzt in den Himmel zu heben; „jetzt“, sagte er, „habe ich mich von seiner Wirksamkeit selbst überzeugt“, d. h. mit anderen Worten, du hast deinen eignen Vorteil darin gesehen, alter Esel! Es scheint in der That, dass man jetzt das Guajacum, wie alle anderen Medicamente, in den orthodoxen Heilschatz aufgenommen und auf dasselbe die gewöhnlichen Schulregeln anwendet. Wenn letztere von vernünftigen, erfahrenen Aerzten aufgestellt werden, so habe ich dagegen nichts einzuwenden, obwohl es mir nicht einleuchten will, wie das jetzt schon möglich sein soll, und obwohl ich eine Notwendigkeit dafür keineswegs anerkennen kann. Denn es giebt nur zwei Möglichkeiten: entweder kann das Guaiacum auf seiner Heimatsinsel, wo es keine Aerzte giebt, seine volle Wirksamkeit nicht entfalten oder man sollte es auch bei uns, frei von den Vorurteilen der Schule, anwenden. Man müsste aussergewöhnlich leichtgläubig sein, wollte man annehmen, die Aerzte verstünden mehr davon, als Leute, die die Cur am eignen Leibe ausprobiert haben; denn das Mittel ist viel zu neu, als dass die Aerzte Zeit gehabt hätten, seine Eigenschaften zu studieren und zu ergründen. Mit einem Worte, wir befinden uns in einem Stadium, wo seine Wirksamkeit Aufsehen erregt, aber noch nicht Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden ist. Es wäre also verfrüht, es ärztlichen Kunstregeln zu unterwerfen, und von ärztlicher Seite kann es vorläufig keine Förderung erwarten.

Der Leser werde sich ein für allemal darüber klar, dass die angegebenen, durch meine eigne Erfahrung erprobten Diätvorschriten vollkommen ausreichend sind. Immerhin mag sich der Kranke von Zeit zu Zeit einem vernünftigen Arzt zur Controlle vorstellen, aber er lasse sich nicht auf ärztliche Teeaufgüsse und aromatische Mixturen ein und halte sich vor allem jenen Schlag vom Leibe, der wähnt, uns durch wissenschaftliche Erörterungen zu curieren: Aerzte von jenem Schlag meine ich, die an kein einfaches Mittel glauben, die es für blauen Dunst halten, wenn ich erwähne, dass ich mich mehr als acht mal vom Fieber curierte, indem ich im frühesten Stadium meinen eigenen Urin trank, und ohne dass ich irgend welches andere Medicament genommen hätte; wenn ich erzähle, dass ich es in Sachsen gesehen, wie Leute allerhand innere Krankheiten mit Warmbier mit geschmolzener Butter erfolgreich behandelten; die mich Lügen strafen wollen, wenn ich berichte, dass in meiner Heimat ein Bauer durch eine Abkochung dreier Kräuter in Wein eine Schädelcontusion heilte; die sich über das Heilverfahren lustig machen, wenn man ihnen mitteilt, dass die bösartigsten Wunden einfach durch Abkochungen einiger weniger einheimischer Pflanzen in Wasser oder Wein binnen zehn bis zwölf Tagen zugeheilt wurden, ohne dass der Kranke inzwischen die geringste Temperatursteigerung gezeigt hätte. Nach den Schulregeln, erklären sie, sind das Dinge der Unmöglichkeit. So machen sie's jetzt auch mit dem Guajacum. Wie gut sie die Wirkungsart desselben übrigens verstehen und welchen Wert ihre Auslassungen darüber haben, illustrieren in charakteristischer Weise die Antworten, die mir vor einiger Zeit ein Arzt gab, keineswegs ein Neuling in seinem Fach, sondern ein Mann, der in seinem Beruf grau geworden, so dass man hätte annehmen sollen, er kenne seinen Avicenna, seinen Mesues und die übrigen medicinischen Klassiker am Schnürchen. Einer meiner Freunde, mit dem ich bereits über das neue Mittel correspondiert hatte, fragte den guten Mann, als ich nach Frankfurt kam, wo er sein Unwesen treibt, nach seiner Meinung über das Guajacum. Der Jünger Aeskulap's erwiederte: „Es ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen, aber um mir eine Ansicht zu bilden, müsste ich über seine Schwere, seine Farbe, seinen Geruch und seine sonstigen Eigenschaften unterrichtet sein.“ Ich antwortete ihm: „Es ist ungemein schwer, selbst der kleinste Splitter

sinkt im Wasser; es ist annähernd buchsbaumfarben und riecht schwach harzig.“ „Was? Sie wollen mit den Eigenschaften und Wirkungen des Guajak bereits vertraut sein?“, rief er aus und suchte mir dann noch durch ein Citat aus den „Vorhersagen“ des Aristoteles zu imponieren. Ich antwortete ihm kühl: „Sollten wir denn, weil Krankheit und Mittel neu sind, noch gar nichts darüber wissen?“ „Sie befinden sich im Irrthum“, entgegnete er mir, „es handelt sich garnicht um eine neue Krankheit; denn Plinius erwähnt sie bereits.“ Da kam er mir gerade recht; ich wollte doch sehen, welche mir unbekannte Stelle im Plinius er eigentlich meine. Und als ich mich bei ihm erkundigte, unter welchem Namen sie dieser Autor bespreche, erwiderte er: „Unter der Bezeichnung Mentagra, Gemütskrankheit, weil sie das Gemütsleben afficiert.“ „Aber afficieren denn andre Krankheiten das Gemütsleben nicht? Alterieren es nicht vielmehr Dilirien, Wahnsinn, Epilepsie und andere Geisteskrankheiten in bedeutend höherem Masse als die Franzosenseuche?“ Und als er mir die Antwort schuldig blieb, leuchtete ich ihm gehörig heim. „Lernen Sie, würdiger Greis“, rief ich aus, „grössere Vorsicht in Fragen, die das Wohl und Wehe der Menschheit betreffen. Denn wenn Sie Plinius gelesen hätten, so wüssten sie, dass seine Mentagra nicht von Mens (der Geist), sondern von Mentum (das Kinn) abgeleitet ist; denn er meint damit ein Leiden, das im Kinn anfängt, also eine von der Franzosenseuche grundverschiedene Krankheit.“ Wie hätte man auch so krasser und dabei so gefährlicher Ignoranz gegenüber die Geduld nicht verlieren sollen?

Doch genug von dem gemeinen Aerztepack, das nie um Worte verlegen ist, dabei aber oft einen schandmässigen Mangel an positivem Wissen an den Tag legt. Kehren wir zum Thema unseres Kapitels zurück, dessen Inhalt ich dahin zusammenfasse: Man lasse sich während der Cur von einem Arzt controllieren, aber nicht behandeln; man wähle, wie wiederholt erwähnt, einen vernünftigen, gelehrten und erfahrenen Arzt, einen Arzt, der lieber allein für die Wahrheit eintritt als weit verbreiteten Irrtümern huldigt; einen Arzt, der, wo es geht, seinen Kranken lieber mit Bohnen curiert als mit kostspieligen, exotischen Droguen.

## Kapitel XII.

### Liefern Alter, Geschlecht und Constitution besondere Indicationen bei dieser Cur?

Die Aerzte, die, wie erwähnt, eine Studienreise nach Spanien machten, erkundigten sich unter anderm danach, ob auch Kinder und alte Leute diese Cur durchmachen dürften, worüber man im Zweifel war, und ob auch das schwächere Geschlecht die hierbei notwendige Diät vertrage. Die Leute, die auf der Insel gewesen, gaben ihnen den Bescheid, sie hätten bei Kindern keine erfolgreichen Curen gesehen, aber die Eingeborenen hätten ihnen mitgeteilt, dass die Cur auch bei Kindern gang und gäbe sei; das Geschlecht mache gar keinen Unterschied, und bei alten Leuten sei sie etwas alltägliches. Als ich darüber nachdachte, fiel mir der bekannte Satz des Hippokrates ein: „Alte Leute vertragen das Fasten am besten; danach Leute im gereiften Mannesalter; jüngere Individuen vertragen es schon schlechter, aber am allerschlechtesten Kinder, namentlich körperlich und geistig rege Kinder“. Allerdings ist hier nach Galen unter alten Leuten nicht das höchste Greisenalter zu verstehen. Bekanntlich halten vollblütige Individuen Hunger besser und länger aus, als gallige Constitutionen. Denn bei jenen wird durch den Reichtum an nährenden Säften, über die ihr Organismus verfügt, die Körperwärme reguliert und auf mässig niedrigen Graden erhalten, zumal wenn sie noch durch einen gleichzeitigen gehörigen Flüssigkeitsvorrat temperiert wird, während bei letzteren die Säfte dünn, trocken und flüssigkeitsarm sind. Dass schleimige Organismen mit ihrem Feuchtigkeitsüberschuss das Fasten ausgezeichnet vertragen, unterliegt überhaupt keinem Zweifel. Aus diesen Bemerkungen lassen sich leicht die speciellen Indicationen für die verschiedenen Lebensalter und die verschiedenen Constitutionen ableiten; man kann daraus erlernen, im Einzelfall ab- und zuzugeben, und ersehen, ob man bei einem Kranken die Diät in ihrer vollen Strenge durchführen darf oder Concessionen zu machen hat; und nicht allein das, man wird auch lernen, in der Dosierung des Guajacum zu individualisieren. Indess sind Unterschiede in letzterer Hinsicht meiner Meinung nach von untergeordneter Bedeutung; denn das

Mittel ist, wie bereits erwähnt, kein stürmisch wirkendes, den Organismus angreifendes, sondern ein langsam, schleichend, fast unmerklich wirkendes; man kann es daher getrost auch bei alten Leuten und Kindern anwenden, solang man die angegebene Dose nicht übersteigt. Ich warne davor, fetten Individuen grössere Gaben zu verabfolgen als mageren; weist doch auch Celsus auf die Unterschiede zwischen fetten und kräftigen, mageren und schwächlichen Organismen hin. Bei mageren Individuen überwiegt das Blut, bei volleren das Fleisch. Die Aerzte verwechseln das oft, wie in meinem eignen Falle, indem sie magere Leute für schwächlich, fette, üppig gebaute für robust halten. Nebenbei will ich erwähnen, dass mein Vater im Alter von fast 60 Jahren durch das Guajacum curiert wurde, dass er während der Cur nicht die geringsten Beschwerden gehabt hat, obwohl er die stricteste Diät einhielt, dass er dabei keinen Arzt zu Gesicht bekommen, geschweige denn consultiert hätte, sondern ausschliesslich meinen Vorschriften folgte.

---

## Kapitel XIII.

## Lässt sich die Cur überall mit dem gleichen Erfolg durchführen?

Man wird vermutlich die Frage aufwerfen, ob diese Cur allerorts mit gleich gutem Erfolge durchführbar ist, und, nachdem es sich hier um ein aus weiter Ferne importiertes Mittel handelt, ob anzunehmen ist, dass sie uns Deutschen ebenso gut bekommt, wie den Spaniern oder andern mässigen Völkern. Und diese Fragen sind ganz berechtigt; denn man sollte doch von vorneherein annehmen, dass bei dieser, wie bei anderen Arzneicuren die meteorologischen Verhältnisse eines Platzes zu berücksichtigen seien: wie die Jahreszeit, müsste doch auch das Klima von Einfluss sein, unter anderem wegen der einzuhaltenden Diät, da Nahrungsentziehung in dicker und dünner Luft nicht gleich gut vertragen wird. Ich überlasse das Studium der hierher gehörigen Einzelfragen den Physikern, will aber dem Leser meine Erfahrungen, soweit sie auf Deutschland anwendbar sind, nicht vorenthalten.

Zuvörderst sind die spanischen Forscher der Meinung, die Cur sei überall durchführbar, einmal weil sie keinen Bedingungen unterworfen ist, die nicht überall erfüllbar wären, und zweitens, weil sie das Experiment bei fünf verschiedenen Nationen zu dieser Ansicht berechtige. Aus seiner Heimatsinsel kam das Mittel nach Spanien; die andern Nationen waren auf den Erfolg gespannt; nachdem man dort zahlreiche Heilerfolge verzeichnen konnte, nahmen die Sicilier die Cur auf; von hier aus wurde sie in Italien eingeführt, bald darauf auch in Deutschland, wo man sich bereits nach kurzer Zeit von ihrer Wirksamkeit überzeugte; letzthin wurden erfolgreiche Curen auch aus Frankreich gemeldet. Nachdem die Erfahrung uns diese Thatsachen gelehrt hat, nachdem unser Klima ein gesünderes ist, als das Klima Italiens, Spaniens und anderer Länder, wo man complicierende Krankheiten, wie Fieber, Rippenfellentzündungen und ähnliche Störungen eher zu befürchten hätte als bei uns, nachdem unsere Landsleute Strapazen, Hunger und Durst besser vertragen, als so ziemlich irgend ein anderes Volk, nachdem überdies die Deutschen von heiterer Gemütsart sind, so wäre zu erwarten, dass unser Land und seine Bewohner für die Cur wie geschaffen sind, eine Annahme, die Paul Ricius, ein Arzt von gesundem Urteil und seltner, gründlicher Bildung auf Grund seiner Erfahrung bestätigt. Aber wären selbst bei uns noch nicht zahlreiche Heilungen durch das Gaiacum zu verzeichnen, sondern stünden wir noch vor dem Experiment, so wäre doch nicht anzunehmen, unser Heimatsland liege unter einem so ungünstigen Sterne, dass bei uns das Medicament seine gewohnte Heilkraft nicht entfalten könnte. Denn nachdem es auf dem Transport von seiner Heimat nach Spanien nichts von seiner Wirksamkeit eingebüsst, sondern im fremden Land bei einem Volke, das so ganz anders lebt wie die Bewohner seiner Ursprungsinsel, seine alte, heilende Kraft bewährt hat, sollte es da wirklich nur uns die Hand der Freundschaft verweigern, bei uns so ganz seine gewöhnlichen Eigenschaften verleugnen und sich gerade auf seiner Reise nach Deutschland seiner machtvollen Wirkung entkleiden? Nein, die Erfahrung hat uns gelehrt, dass es bei uns mit gutem Erfolg angewendet werden kann, vielleicht mit noch besserem Erfolg als in andern Staaten. Unsere Landsleute sind freilich für gewöhnlich Schlemmer; aber, wenn Not an den Mann geht, halten sie ohne

Zweifel Hunger und Durst lange Zeit tapfer aus; unser Organismus besitzt ja auch einen grossen Vorrat an Eigenwärme und ist darum ungemein widerstandsfähig. Sagt doch auch Aristoteles: „Die Bewohner kalter Gegenden, verfügen über ein grosses Quantum Eigenwärme; und Organismen mit viel Eigenwärme sind in der Regel sehr robust.“ Aus diesem Grund hat sich Ricius, dem man die Frage vorlegte, ob nicht bei uns eine weniger strenge Diät am Platze wäre, nachdem sich unsere lieben Deutschen für gewöhnlich die Bäuche vollfressen, dahin geäussert, man solle das um keinen Preis thun; er würde persönlich unsern schmerbäuchigen, gefrässigen Deutschen nicht eine leichtere, sondern eine bedeutend strictere Diät vorschreiben, als z. B. Italienern. Mir selbst erzählte er, er hätte kürzlich einen von diesen Fressern zehn Tage länger, als unbedingt nötig, auf schmaler Kost gehalten, um ja sicher zu sein, dass in seinem Körper keine Stoffe zurückblieben, die die Wirkung des Guajacum beeinträchtigen könnten.

Solche Bemerkungen der Doktoren Ricius und Stromer streue ich oft ein, um dem Leser klar zu machen, was ich unter einem Arzt verstehe, im Gegensatz zu jenen Henkersknechten, denen man einen so ehrenvollen Titel nicht beilegen sollte; um dem Ausland zu zeigen, dass es in Deutschland noch Aerzte giebt, und um keinen darüber in Zweifel zu lassen, dass ich auf die Freundschaft würdiger und gelehrter Aerzte ebenso viel halte, als ich jene unwissenden, unehrlichen und dabei anmaassenden Charlatans verabscheue, die, nachdem sie sich eben ihren Doktortitel gekauft haben, gleich den Eindruck erwecken wollen, sie könnten die Toten beleben und aus ihren Gräbern heraufbeschwören. Doch ich komme auf jene beiden Männer zurück, die hoch über dem gemeinen Pack stehen. Als ich den letztgenannten vor ungefähr Jahresfrist um ein Abführmittel bat, erwiderte er mir: „Quälen Sie ihren Magen nicht mit Giftstoffen; denn sie stehen in einem Alter, wo die Natur sich prompt selbst hilft,“ wie dieser Mann ja überhaupt mit seinen Arzneitränken ungemein haushälterisch ist, dafür aber von seinen Kranken die genaueste Einhaltung der gegebenen Diätvorschriften verlangt. Als ihn einmal zu Augsburg ein Kranker, der eine Cur durchmachen wollte, consultierte und ihm von vorne herein erklärte, er fürchte, er könne den Beischlaf nicht lassen, erwiderte

er ihm: „Wenn Sie sich entschlossen haben, Selbstmord zu begehen, will ich Ihnen wenigstens dabei nicht helfen“, und er wies den Kranken ab, da ein so maassloser Mensch seinen Verordnungen doch nicht folgen würde. Ich will noch zwei andere, rühmlichst bekannte Aerzte erwähnen, einmal Dr. Gregor Kopp, einen Ihrer Leibärzte, erlauchter Fürst Albert, der mir bei der Abfassung dieser Schrift hilfreich zur Seite stand, und Dr. Jakob Ebell, Hofarzt des Erzbischofs von Cöln, der bereits vor vier Jahren ein solches Ansehen genoss, dass ihm gelegentlich eines Wettbewerbs, an dem die tüchtigsten dortigen Aerzte Anteil nahmen, die Verwaltung des öffentlichen Krankenhauses übertragen wurde. Dieser Mann wird von den grössten Gelehrten Pavias, jener Pflanzstätte medicinischer Wissenschaft, in hohen Ehren gehalten, und zwar nicht nur wegen seiner hervorragenden Leistungen in seinem eigenen Fach, sondern auch wegen einer seltenen universellen Bildung, die er damit vereinigt.

Nachdem jedoch hier nicht der geeignete Platz für eine Liste hervorragender Gelehrter ist, sondern meine Aufgabe darin besteht, meine Erfahrungen mit der Guajakcur wiederzugeben, so schliesse ich dieses Kapitel, dessen Inhalt ich kurz dahin recapitulieren will: „Jeder Kranke darf sich ihr unterziehen, ohne Rücksicht auf seinen Geburts- oder Wohnort“.

---

## Kapitel XIV.

## Die Wahl der Jahreszeit für die Cur.

Die Ansicht, die Cur solle lieber im Sommer als im Winter eingeleitet werden, wird ungefähr folgendermaassen begründet. Einmal circulieren nach Galen die Säfte im Sommer rascher und lebhafter; es ist dann leichter, die verdorbenen von den guten zu scheiden, jene auszutreiben, diese zurückzuhalten. Zweitens nimmt man an, dass im Winter Krankheiten überhaupt tiefer wurzeln und hartnäckiger sind als im Sommer, wo die Säfte in reger Bewegung und der Organismus Veränderungen leichter zugänglich ist. Diese Erwägungen gelten indess für Arzneicuren jeder Art.

Was nun die Guajakcur speciell anbetrifft, so wäre vor allem die strenge Diät, die einen integrierenden Bestandteil derselben ausmacht, zu berücksichtigen. Offenbar lässt sich eine Hungercur im Sommer leichter durchführen, als im Winter, einmal weil man ja überhaupt im Sommer weniger essen soll, da eine schwere Kost den zu dieser Jahreszeit an und für sich schon heissen Organismus leicht krank machen könnte. Zweitens ist der Satz des Hippokrates zu berücksichtigen: „Im Winter ist der Körperkern heiss, die Körperoberfläche kalt: denn die tierische Wärme flieht vor der strengen Kälte der umgebenden Luft nach dem Innern des Körpers, wo sie sich behauptet; im Sommer wird sie umgekehrt von der ebenfalls warmen, und ihr daher, wie sich Aristoteles ausdrückt, wahlverwandten Luft angezogen und verbreitet sich deshalb über die Körperoberfläche". Nachdem nun das Mittel in der Weise wirkt, dass es die ungesunde Hitze nach innen treibt, so wäre es verkehrt, jenes im Winter anzuwenden; denn es wäre da zu befürchten, dass, wenn man dadurch die äussere Wärme noch weiter nach innen treibt, die Glieder unter der übermässigen Abkühlung Schaden leiden, namentlich bei Patienten, die an und für sich leicht frieren, bei denen im Winter auch ohnedies die Eigenwärme des Körpers fast null scheint, und deren Glieder unter der Wirkung der Kälte steif und starr werden. Ferner ist ein Punkt hervorzuheben, auf den Dr. Kopp aufmerksam gemacht. Da das Guajacum Schweiss treibt und in dem Schweiss schädliche Substanzen und verdorbene Säfte zur Ausscheidung bringt, so ist natürlich der Sommer die beste Jahreszeit für die Cur, da dann die Säfte dünner und die Haut leichter durchgängig ist als im Winter, wo die Schweissporen geschlossen und die Körpersäfte dick sind.

Aber auf der anderen Seite wäre zu berücksichtigen, dass für den Kranken das unangenehmste an der Guajacumcur das Durstgefühl ist, das natürlich im Sommer als quälender empfunden wird, als im Winter, und dass es daher für den Kranken ungemein schwer ist, sich um die heisse Jahreszeit des Trinkens zu enthalten. In Spanien, wo die Sommer heisser sind als bei uns, hat man es daher auch noch nie versucht, diese Cur im Sommer durchzuführen. Zweitens bildet sich im Winter viel Schleim, dessen Entstehung nach der Ansicht des Aphrodisiers Alexander durch die reichliche Nahrungszufuhr zu dieser Jahreszeit noch weiter be-

günstigt wird; diese Schleimformation lässt sich verhindern, wenn die Cur mit ihrer schmalen Kost im Winter durchgeführt wird.

So viel von der warmen und kalten Saison. Was nun die Uebergangszeiten betrifft, so erscheint der Herbst ganz ungeeignet für die Einleitung der Cur, da es im Herbst die meisten Krankheiten giebt und die Säftemischung eine Wendung zum ungünstigen nimmt; ich erkläre mir das Heer von Krankheiten, das er mit sich bringt, aus der unbeständigen, veränderlichen Witterung, die ihn charakterisiert. Auch Celsus bemerkt, dass sich im Herbst die meisten Menschen unwohl fühlen, und indem die Franzosenseuche in hervorragendem Maasse die Sehnen afficiert, verdient auch der weitere Ausspruch des gleichen Autors Beherzigung: „Im Herbst und Winter lassen sich Sehnenleiden nicht gut behandeln".

All diese Erwägungen sind indess mit vielen allgemeinen, keineswegs auf die Guajakcur allein bezüglichen Streitfragen eng verknüpft. Meiner Meinung nach wählt man, wenigstens in Deutschland, am besten den Sommer, speciell den Frühsommer oder das Ende des Frühlings, den Monat Mai meine ich; denn da ist es noch nicht so heiss, dass der Kranke nicht den Durst aushalten könnte. Im Winter, aber auch im Frühling und Herbst ist es zu kalt für die Einleitung einer Cur, bei der es eine der wichtigsten Forderungen ist, dass sich der Patient auch nach der Genesung noch ängstlich vor Abkühlung in Acht nehmen muss. Was die Unzuträglichkeiten betrifft, die der Sommer mit sich bringt, so ist es damit, wie bereits erwähnt, nicht so schlimm; ausserdem werde ich geeigneten Orts darthun, wie dieses Heilmittel die Lebenskraft anregt und steigert. Damit jedoch der Leser sich nicht anderwärts Auskunft holt und dabei Irrlehren verfällt, die sich nachher nur schwer wieder ausrotten lassen, so will ich gleich hier bemerken, dass das Guajacum die Fähigkeit besitzt, den durch Wärmeentziehung erschöpften und geschwächten Organismus zu kräftigen und ihm seine alte Frische wiederzugeben. Man könnte sich sonst an Hippokrates halten, der, wenn ich mich nicht irre, irgend wo sagt, der Frühling und Herbst seien die besten Jahreszeiten für den Aderlass und für Arzneicuren, oder an den Rat des Celsus, der s. Z. am meisten Anklang fand, „für Arzneien sei das

Frühjahr die beste Jahreszeit; danach komme der Winter; im Sommer seien sie schon bedenklicher, aber weitaus am gefährlichsten im Herbst".

---

## Kapitel XV.

### Notwendigkeit der Enthaltung von Genüssen in Baccho et in Venere während der Cur.

Sollte ich nicht berechtigt sein, dem Mittel einen göttlichen Ursprung nachzurühmen, wenn ein sittenreines Leben eine unerlässliche Bedingung für seine erfolgreiche Anwendung ist? Die christliche Religion bezeichnet Keuchheit des Leibes und Mässigkeit im Essen und Trinken als die gottgefälligsten Tugenden, und Uebertretung dieser beiden Gebote macht die Cur nicht nur erfolglos, sondern geradezu lebensgefährlich. Erfahrungsgemäss gehen die Kranken zu Grunde, wenn sie während der ersten vierzig Curtage den Beischlaf ausüben: ob nun der ausgehungerte Organismus den schwächenden Einfluss des Geschlechtsakts nicht verträgt oder ob es einfach Gottes Wille ist, dass die Patienten nur mit Hilfe eines sittenreinen Lebenswandels eines solchen Segens teilhaftig werden sollen. Gelegentlich des einzigen bis dato in Deutschland vorgekommenen Todesfalls während der Cur haben die Angehörigen des Gestorbenen auf Eid versichert, dass er sich dieses Fehltrittes schuldig gemacht hat.

Für das gefährlichste während der Cur nach dem Beischlaf gilt der Genuss von Wein, der übrigens durch die Natur der Krankheit selbst contraindicirt ist. Denn nachdem der Wein die Gefüge der Gelenke lockert und die Sehnen afficiert, soll das Guajacumdekokt mit seinen in die Gelenke penetrierenden, den ganzen Organismus alterierenden Eigenschaften wirkungslos bleiben, wenn gleichzeitig Wein getrunken wird. Und mehr als das! In der gleichzeitigen Zufuhr so durchaus unverträglicher Stoffe soll sogar eine Gefahr, unter Umständen eine direkte Lebengefahr liegen. Aus diesem Grunde verbieten manche den Wein noch für einen vollen Monat nach der Cur, um eine eventuelle Beeinträchtigung oder Aufhebung der sonst lang dauernden Nachwirkung des Mittels zu

verhindern. Des weiteren verlangt die notwendige Enthaltsamkeit vom Geschlechtsgenuss die Ausschliessung aller den sexuellen Trieb stimulierenden Mittel. Ein altes Sprichwort sagt; „Nie hat der Hunger zum Ehebruch verführt“, und ein anderes: „Ohne Ceres und Bacchus erfriert die Venus“. Nach dem Bericht Aelians hat Zaleucus, der Gesetzgeber der Lokrer, Kranken den Genuss von Wein ohne ärztliche Verordnung bei Todesstrafe verboten.

Aber abgesehen davon, dass die Eigenart das Guaiacum sowohl den Beischlaf als den Wein direkt verbietet, solche Genüsse wären schon im Hinblick auf den Charakter der Krankheit bedenklich, namentlich der Gelenkaffection wegen, die ein regelmässiges Symptom der Krankheit ist. Die ärztlichen Werke beweisen das zur Genüge. So berichtet Celsus von Gelenkskranken, die sich für Zeitlebens curiert haben, indem sie für ein Jahr auf Wein, Meth und Geschlechtsgenuss verzichteten; des weiteren erwähnt er, dass Castraten, Jünglinge, die noch nicht mit Frauen zu thun gehabt, und Frauen vor der Menopause selten an Gelenkkrankheiten laborieren. Auch ein Satz in den Problemen Alexanders verdient, hervorgehoben zu werden; „Wer nur Wasser trinkt, hat schärfere Sinne als andere Menschen; denn der Wein verlangsamt den Ablauf geistiger Processe und stumpft die Sinne ab.“ Cicero sagt: „Indem der Wein Kranken nur selten zuträglich ist, aber oft schadet, so gebietet die Vorsicht, ihn lieber nicht zu verordnen als im Hinblick auf seinen eventuellen, aber immerhin zweifelhaften Nutzen das Risiko zu laufen, dem Patienten Schaden zuzufügen.“ Der Beischlaf kühlt und vertrocknet nach Aristoteles den Organismus unter allen Umständen, ohne Unterschied der Constitution des einzelnen; denn beim Beischlaf wird Hitze frei, und die Abscheidung von Dämpfen dabei führt zur Austrocknung.

Kurz und gut, Nüchternheit und Keuschheit, zwei gottgefällige Eigenschaften, sind bei dieser Cur die obersten und wichtigsten Postulate; wer diesen Rechnung trägt, läuft keine Gefahr. Anderweitige Verstösse gegen die Curvorschriften sind nicht so schlimm: sie mögen die Wirkung des Mittels beeinträchtigen oder hindern, aber das Leben gefährden sie nimmer.

## Kapitel XVI.

## Das Salzverbot.

Manche Leute zerbrechen sich den Kopf darüber, warum bei dieser Cur das Salz verboten sein soll; denn etwas gesünderes könnte doch dem Körper überhaupt nicht zugeführt werden, und es erscheine unverständlich, wie es bei dieser Krankheit, die doch ausschliesslich in einer Zersetzung und Fäulnis des Blutes bestehe, schaden könnte, nachdem es so ausgesprochen conservierende und fäulniswidrige Eigenschaften besitzt. Ausserdem hat das Salz noch eine adstringierende, austrocknende, bindende, reinigende Wirkung und erfüllt damit lauter Indicationen, die die Krankheit stellt; denn einmal führt sie doch zu einer Erschlaffung und Zerrüttung des ganzen Organismus, zweitens zu Fluxionen verdorbener Säfte und schliesslich — und das ist die Hautsache — zu einer Infection und Zersetzung des Blutes: ihr Wesen besteht ja in einer Zerrüttung der Constitution durch verdorbenes Blut. Wie wenn in einem Staat ein Aufruhr ausbricht und der rohe Pöbel tobt; da zerreissen alle Bande, alles löst sich aus seinem Gefüge, nichts bleibt beim alten, nirgends mehr Ruhe, nirgends mehr Ordnung, alles gährt und kocht: so unterwühlt diese Krankheit das ganze System, sie erschüttert die Glieder, löst die Gefüge der Gelenke und bringt den ganzen Körper in Aufruhr. Da erscheint plötzlich auf der Bildfläche ein conservativer, verdienstvoller, in Ehren ergrauter Mann, dessen Meinung etwas im Staate gilt: sein Wort gewinnt, wie der Dichter sagt, die Oberhand über die erregten Gemüter und zähmt die tobenden Bestien: so soll das Salz den Aufruhr im Körper legen, die Trümmer aneinander fügen, das Gelockerte festigen, die Gährung hemmen, überall Ruhe und Ordnung schaffen, eben vermöge seiner bereits erwähnten adstringierenden, austrocknenden, bindenden, reinigenden Kraft. Schon Plinius hat die hohe Wichtigkeit und Notwendigkeit der Salzzufuhr erkannt, wenn er sagt: „Ohne das Salz können im menschlichen Körper die Lebensprocesse nicht vor sich gehen.“ So findet man es denn unbegreiflich, wie das Salz, das sonst überall eine conservierende Wirkung an den Tag legt, gerade hier auf einmal zersetzend wirken soll. Ja, meint man,

nachdem die Hauptindication in der Behandlung dieser Krankheit darin besteht, einen Ueberschuss an verdorbenen Säften um jeden Preis zu verhindern, das Salz aber unreine Flüssigkeiten läutert und klärt und im Körper die Fluxionen beschränkt, so sollte man a priori glauben, dass das Salz in grossen Dosen zu empfehlen, nicht zu verbieten sei.

Indess sind bei dieser Krankheit andre Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Schon früher haben die Aerzte auf Grund einer ausgiebigen Erfahrung mit Rücksicht auf die Natur der Krankheit zwar nicht alle gesalzenen Speisen, wohl aber die stärker salzigen verboten; des weiteren ist bekanntlich bei allen Sehnenleiden, wie bei Krankheiten, die von verdorbenem Blut, von der gelben oder schwarzen Galle oder vom scharfen Schleim kommen, der Genuss von Salz nur in Spuren statthaft, da es durch seine Schärfe die Galle und das Blut erhitzt, durch seine desiccatorische Wirkung die kühlenden Säfte austrocknet und damit dem Körper sein letztes Schutzmittel benimmt. Wenn aber bei der Guaiacumcur das Salz gänzlich verboten ist, so geschieht dies aus demselben Grunde, aus dem man den Genuss scharfer, leichtprenetrierender Stoffe überhaupt, wie z. B. auch der aromatischen Gewürze und des Weines, untersagt: alle diese Stoffe öffnen vermöge ihrer Schärfe und Penetrativkraft im Körper sämmtliche Poren und dringen so tief in die Gewebe ein, dass das Guajacum darob nicht zur Wirkung kommen kann. Findet man diese Erklärung unzureichend, so müssen wir, ähnlich wie es die Physiker angesichts des eigentümlichen Phaenomens, dass ein mit Zwiebelsaft bestrichener Magnet das Eisen nicht anzieht, machen, mysteriöse, noch unbekannte Kräfte zur Erklärung heranziehen und annehmen, dass solche dem Guaiacum innewohnen und dass es durch deren Einfluss sich nicht mit Salz verträgt, sondern im Körper ausfällt, wenn es mit Salz zusammentrifft.

Doch genug vom Salzverbot. Ich komme nun zur Quintessenz der Curdiät, nämlich der Forderung, dass der Kranke durch Nahrungsentziehung und Hunger zu reducieren ist.

## Kapitel XVII.

### Die Notwendigkeit einer strengen Diät und Hungercur.

Obwohl ich von der Notwendigkeit einer schmalen Kost und der schrittweisen Einleitung einer Hungercur bereits in einem früheren Kapitel gesprochen habe, so will ich doch diese Frage hier nochmals und zwar eingehender behandeln: nicht dass ich für diese Diät weitere Gründe anzuführen hätte als den bereits erwähnten, dass nämlich das Medicament einen leeren Magen und einen gewissen Grad von Abmagerung voraussetzt, um seine Wirkung zu entfalten, sondern um zu zeigen, dass bereits den Alten ähnliche Diätcuren bekannt waren.

Wir lesen im Diodor, dass die alten Aegypter ihre Kranken durch Fasten und Brechmittel curiert haben; sie erkannten nämlich nach dem Bericht unseres Autors in der Völlerei den wichtigsten krankmachenden Einfluss und in der Beseitigung der Krankheitsursache das Princip ihrer Behandlung. Man beschwere sich daher nicht mehr über die von uns geforderte Diät: jene Fresser und Säufer, meine ich, deren höchster Lebenszweck in der Sprache des Persius die volle Schüssel ist, die es als grausam empfinden, wenn sie einmal einen halben Tag fasten müssen, die sich in allen Stücken von ihrem Bauch regieren lassen, deren ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, sich einen Fettwanst anzumästen; sie mögen bedenken, dass durch ein kleines Opfer ein grosses Uebel abgewendet, ein hohes Gut erworben wird; sie brauchen nicht zu fürchten, durch die schmale Kost zu verschwächen, als ob man bei der angegebenen Diät nicht ganz gut bestehen könnte. Erwähnt doch Plinius, dass innerhalb einer Woche niemand Hungers stirbt, dass die meisten Menschen volle elf Tage ohne Nahrung existieren können, und Albert berichtet von einer deutschen Zeitgenössin, die manchmal zwanzig, oft dreissig Tage nichts gegessen, und von einem Mann, der sieben Wochen lang gefastet und während der Zeit nur alle zwei Tage etwas Wasser getrunken. Plinius erzählt auch, die Scythen nähmen manchmal zwölf Tage lang weder Speise noch Trank zu sich, höchstens der eine oder andere etwas Gras in den Mund. Der Kirchenphilosoph Ammon soll über-

haupt nur von trocknem Brot gelebt haben. Wenn man sich diese Beispiele vor Augen hält und bedenkt, dass nach geschichtlicher Ueberlieferung in alten Zeiten manche Magier nichts als Mehl und Gemüse gegessen, dass nach Diodor die alten Aegypter mit Kräutern und Wurzeln ihr Dasein gefristet, dass Hesiod empfiehlt, von Malven und Asphodillen zu leben, eine Kost, auf die sich nach einer Bemerkung in Plato's Gesetzen auch Epimenides zeitweise beschränkte, wenn man sich, sage ich, all dieser Beispiele erinnert und sie beherzigt, so wird man verstehen, dass die empfohlene Kost eine relativ üppige ist, jedenfalls aber mehr bietet, als zum Leben unbedingt notwendig ist.

Wäre es aber selbst eine schwere Aufgabe, auf einige Zeit seinen Appetit ein bischen in Schranken zu halten, man müsste sein eigener Feind sein, wollte man diese Unannehmlichkeit nicht gern in Kauf nehmen, um gesund zu werden. Wer möchte nicht lieber dreissig Tage hungern, als bis an sein Lebensende krank bleiben? Wer würde es nicht vorziehen, die paar Tage lang einen knurrenden Magen zu haben und für den Rest seines Lebens sich wohl und munter zu fühlen, lieber als für alle Zeit quälende Schmerzen, eitrige und andere schwächende Ausflüsse zu behalten, nur um einer kleinen Strapaze aus dem Weg zu gehen?

Wie bemerkt, ist die Diät überhaupt keine neue Erfindung; vielmehr haben die grössten Aerzte von jeher ihren Kranken Enthaltsamkeit empfohlen. Hat doch Asklepiades nach Celsus' Ueberlieferung in dem Fieber selbst das wichtigste Fiebermittel gesehen, ausgehend von der Ueberzeugung, dass die Kräfte des Patienten durch den Einfluss des Lichts, durch Wachen und Dürsten zu erschöpfen seien; und in letzterer Hinsicht ging er soweit, dass sich seine Kranken während der ersten Tage nicht einmal den Mund ausspülen durften. Mässigkeit, sagt Eusebius, erhält dem Körper seine Gesundheit, der Seele ihre Reinheit. Wie man sieht, ist also Enthaltsamkeit im Essen und Trinken dem Leib und der Seele gleich zuträglich, wie auch Thimotheus bezeugt, der einmal bei Plato zu Tisch war und nichts zu essen bekam, als Plato's gewöhnliche Kost und sich dann seinen Schülern gegenüber folgendermaassen geäussert hat: „Wer bei Plato diniert, fühlt sich am nächsten Tage wohl." Mit dieser Bemerkung wollte er andeuten, dass Uebersättigung, zahlreiche Gänge und luxuriös zubereitete Gerichte Verdauungs-

störungen machen. Darum sagte er auch Plato ins Gesicht: „Plato! Deine Gäste geniessen die Tafelfreuden erst am folgenden Tag.“ Der Pythagoraeer Gallus rühmt bei Lucian den Mycillus als göttergleichen Wohlthäter, weil er es verstanden, alle Arten von Fieber durch Fasten zu curiren. Wie glaubhaft erscheint es, wenn der Kaiser Hieronymus berichtet, mancher Gichtkranke sei gesund geworden, nachdem seine Güter von Staatswegen confisciert und er dadurch gezwungen worden sei, sich einzuschränken und einen ärmlichen Tisch zu halten: „Sie waren mit einem Schlage die Sorge um Haus und Hof und die Beschwerlichkeit einer üppigen Kost losgeworden, Umstände, die Leib und Seele zu Grunde richten.“ An einer späteren Stelle sagt er: „Nichts zerrüttelt den Geist, wie ein voller, überhitzter, von Kolikschmerzen, Aufstossen und Winden geplagter Bauch.“

Wie lehrreich ist aber erst die Geschichte von dem fetten, schmerbäuchigen Abt! Auf der Reise nach einem Curplatze begegnete er einem Edelmann, der sich nach dem Ziel seiner Reise erkundigte; und als der Abt ihm erklärte, er ginge zur Cur nach dem Bad, fragte er ihn nach dem Zweck der Badereise und nach der Art seiner Krankheit. Der Abt entgegnete, er leide an keiner nennenswerten Krankheit; der Zweck seiner Badereise sei einfach der, wieder Appetit zu bekommen; er habe in letzter Zeit über Appetitlosigkeit zu klagen und ginge deshalb nach einem Thermalbad, das für solche Störungen gut sei. Da sagte der Edelmann zu ihm: „Für solche Störungen giebt es keinen besseren Arzt als mich“ und liess den Abt abführen, in ein dunkles Kellerloch werfen und einige Tage hungern. Dann fragte er ihn, ob er wieder Appetit habe, und als der Abt mit „Ja“ antwortete, erklärte er ihm: „Es ist nur recht und billig, dass Sie mir dann auch ein Honorar für meine ärztlichen Dienste zahlen“ und liess ihn erst gehen, nachdem jener zweihundert Golddukaten bezahlt. Der Abt war wieder gesund und hatte einen so guten Appetit, dass er selbst Bohnen und andere Gemüse essen konnte, während er zuvor nicht einmal die grössten Delicatessen hinunterbringen konnte. Das ist die schöne Anekdote von dem Mann, der nicht ass, um satt zu werden, sondern mit vollem Magen Hunger haben wollte.

Doch ich bin vielleicht zu weitschweifig gewesen. Ich schliesse

daher dieses Kapitel mit der Bemerkung, dass das Guajacum sich nicht mit einer üppigen, blähenden Kost, noch mit einem vollgefressenen Bauch verträgt, sondern ein vollkommenes Freisein von intestinalen Gährungsprocessen voraussetzt.

## Kapitel XVIII.

### Einige weitere Behelfe, um den Hunger besser auszuhalten.

Man kann bei der knappen Kost, wie ich sie empfohlen, sehr wohl bestehen; denn das Guajakum besitzt die Eigenschaft, selbst bei hochgradigster Abmagerung das Leben zu erhalten und lebensgefährliche Schwächegrade zu verhindern. Ich habe also den Kranken nicht ohne Grund geraten, sich mit einem Minimum an Nahrung zu behelfen und das eventuell auftretende Schwächegefühl nicht durch mehr Essen, sondern mit Riechmitteln, vor allem mit heissem Brot, zu vertreiben. Sollte sich ein Patient jedoch der Ohnmacht und der Erschöpfung nahe fühlen, — ich weiss zwar nicht, wie es so weit kommen kann: ich selbst habe wenigstens niemals auch nur das Bedürfnis nach weiteren Behelfen empfunden — so möge er es mit solchen Mitteln versuchen, die nach Plinius selbst in kleinsten Gaben Hunger und Durst stillen, in erster Linie mit Butter und Süssholz, und den Rat des Celsus beherzigen, der sagt: „Es ist eine für alle Fälle giltige Regel, dass der behandelnde Arzt unter steter Berücksichtigung des Kräftezustandes des Kranken, so lange als irgend angängig, auf strikter Enthaltsamkeit besteht; erst bei drohendem Kräfteverfall ist Nahrung zu reichen.“ Vielleicht mag es der Patient auch den Scythen nachmachen, die wie Celsus aus Erasystratus' Werken citiert, den Leib mit breiten Binden fest einschnürten, wenn sie aus irgend welchem Grunde gezwungen waren, längere Zeit ohne Nahrung zu bleiben; ihrer Erfahrung nach wird durch die Umschnürung das Hungergefühl beseitigt oder wenigstens erträglich gemacht. Nach der Erklärung des angeführten Autors entsteht das Hungergefühl nämlich aus einer inneren Leere, die dadurch zustande kommt, dass die

leeren Darmschlingen klaffen und ein Vacuum erzeugen; durch die Einschnürung werden die Darmschlingen comprimiert, und das Vacuum verschwindet: damit lässt auch das Hungergefühl nach, und der Kranke kann nunmehr leichter ohne Nahrung bestehen. Doch warum sage ich eigentlich „ohne Nahrung"?; davon kann ja bei dieser Cur keine Rede sein. Ich hätte nur von dem Hungergefühl sprechen sollen, ein kleines Uebel, aus dem allerdings manche Kranke viel Wesens machen, obwohl es auch ohne jeden weiteren Behelf ganz gut zum Aushalten ist. Aber wozu bequemen sich solche verweichlichte Kranke überhaupt leicht, wenn sie Appetitlosigkeit als ebenso lästig empfinden wie den Hunger? Wenn solche Menschen krank werden, so mögen sie in Gottes Namen zeitlebens krank bleiben, nachdem sie es nicht fertig bringen können mit einem so kleinen Opfer ihre Genesung zu erkaufen. Wenn ich indess über sie mehr Worte verliere, als sonst meine Art ist, so geschieht es hauptsächlich, weil ich weiss, dass man in unserem lieben Deutschland mehr als anderswo in diesem Punkte zu sündigen geneigt ist.

---

## Kapitel XIX.

### Vorzüge einer einfachen vor einer üppigen Lebensweise.

Gebe Gott, dass unsere Deutschen endlich einmal Einkehr in sich halten! Unsere Lebensweise ist eine Schmach und Schande für ein Volk, das sich das kaiserliche nennt; daneben ist aber dieses Luderleben für uns eine Quelle zahlloser Uebel, und wir machen uns damit dem Ausland gegenüber höchst lächerlich. Andere Völker empfinden es bereits als einen Verstoss gegen das Naturgesetz, wenn man sich voll isst und trinkt; während wir unseren Stolz hineinsetzen, darin mehr zu leisten, als wir vertragen können. Welchen Sinn hätten sonst die bei uns üblichen Zechgelage und Sauftourniere, wo sich der grösste Trinker des lebhaftesten Beifalls seiner Tischgenossen erfreut, wo der Sieg im Wettrinken eine Ehre, Rausch und Katzenjammer keine Schande sind? O Vaterland, o Kaiserreich! Es ist mir egal, wenn die Polen und andre

Völker noch eingefleischtere Säufer sind, als wir; aber wir wären es doch unserer Stellung schuldig, mehr auf uns zu halten. Oder war es etwa zum Spott, und nicht aus Achtung von ihrer Ueberlegenheit, dass die anderen Völker unseren Ahnen die Kaiserkrone übertrugen und damit die Hegemonie einräumten? Sicherlich waren jene Generationen, denen man eine solche Ehre erwiesen, aus anderem Holz gemacht wie dieses moderne Geschlecht, über das man sich allenthalben lustig macht. Oder giebts in Italien auch nur ein Kind, das uns nicht unter dem Spitznamen „Säufer“ kennt? Nachdem es nun aber einmal soweit gekommen ist, dass wir zum Gespötte der ganzen Welt geworden, statt die Pflanzstätte der Cultur zu sein, wollen wir da nicht lieber Einkehr in uns halten, als anzuerkennen, dass wir jener ehrenvollen Stellung nicht mehr gewachsen sind, und sie ohne eine Regung von Scham aufgeben? Müssen wir nicht fürchten, dass die Zeit kommen wird, wo wir unseren kaiserlichen Rang unter den Völkern mit all seinen Vorteilen verlieren und eine ebenso armselige Rolle spielen werden, als jetzt durch sie eine führende und tonangebende? Werden nüchterne, uns geistig überlegene Nationen wohl auf die Dauer die Hegemonie eines trunkenen, absolut uncivilisierten Volkes anerkennen? Aber selbst wenn unsere Landsleute jede Spur von Schamgefühl verloren haben, darüber müssten sie sich doch klar werden, dass eine solche Lebensweise nur zum Ruin führen kann; und wenn wir den Verlust unserer führenden Stellung durch ein verlottertes Leben nicht als moralische Schlappe empfinden, so sollten wir doch wenigstens an unser leibliches Wohl denken. Denn bei diesen Zechgelagen, bei dieser Schlemmerei und Völlerei, „um die“, in den Worten des Satyrikers, „Krankheiten in hellen Scharen den Reigen führen“, muss unsere Constitution ruiniert und und unterminiert werden. Aber Germania hat den Kopf und jedes Ehrgefühl verloren, und wenn nicht Germania selbst, so doch sicherlich die Mehrzahl ihrer Söhne. Bei ihnen dauert das Frühstück von Morgens bis Abends, und das Abendessen bis spät in die Nacht hinein. Ihren Schandthaten haben wir es zu danken, wenn der ausländische Dichter, nicht etwa aus Gehässigkeit gegen uns, sondern in seinem Ekel vor dem Laster unsere Schande in folgender Weise besingt: „Hier thront Bacchus auf hoher Burg; abseits am Boden liegt ungeehrt Apoll; hier heisst Leben Trinken“.

Wenn auch der Säufer, bei dem die Trunksucht eine Krankheit ist, nur Verachtung verdient, viel verabscheuungswürdiger sind doch jene Menschen, die einer üppigen Tafel und der letzten Mode fröhnen und sich kopfüber in den Strudel des Vergnügens stürzen, jene Leute meine ich, die auf gehäuften Flaumkissen ruhen, das Kostbarste verzehren, was Land und See produciert, nicht um ihr Dasein zu fristen, sondern um ihren Gaumen zu kitzeln; die nur die feinste Leinwand und Purpurgewänder tragen und sich in Marderpelze hüllen, nicht um sich warm zu halten, sondern lediglich um sich zu putzen; jene Leute, die die Berührung gemeinen Tuches scheuen und sich nur in importierte Seide kleiden, deren Haut nur milesische Wolle oder noch feinere Stoffe verträgt, die beim Wein ihr Geschäft abwickeln, nur Schindluder im Kopf haben und ihr ganzes Leben am gedeckten Tisch verbringen. Auch dieser Vorwurf trifft nicht alle Deutschen, aber, zu unserer Schande sei's gesagt, die Spitzen unserer Gesellschaft fast durchweg, unsere Adeligen, die tagtäglich Festschmäuse à la Rome einnehmen und dermaassen Sklaven ihres Bauchs geworden sind, dass sie lieber alle schlimmen Folgen tragen, als sich von einem solchen Lebenswandel abwenden. Ihr Lebenszweck sind die Genüsse des Fleischs; auf sie hätte Sallust, wenn er jemals hätte ahnen können, dass es in Deutschland solche Schweine geben würde, anspielen können, wenn er sagt: „Viele Menschen wandeln spurlos durchs Leben, ohne an etwas anderes zu denken, als an Essen und Schlaf, ohne jedes Streben nach Bildung und Wissen". Man vergegenwärtige sich das Urteil der alten Römer über die zeitgenössischen deutschen Stämme und stelle sich einmal vor, als was für ein scheussliches Ungetüm ihnen das heutige Deutschland mit seiner verwöhnten Zunge erscheinen würde!

Nachdem wir den besten Teil unseres Lebens solcher Prasserei gefröhnt haben und dann endlich deren unausbleibliche Folgen, alle nur denkbaren Krankheiten, zu spüren bekommen, dann leugnen wir noch, dass wir selbst Schuld daran sind, und beschweren uns über die Grausamkeit des Himmels; nachdem wir uns alle erdenkliche Mühe gegeben, durch unsere Unmässigkeit den Grundstein für Leiden aller Art zu legen, nachdem wir rücksichtslos auf unsere Gesundheit eingestürmt sind und unser väterliches Erbe verprasst haben, einzig und allein um Krankheiten heraufzubeschwören,

so klagen wir schliesslich doch die Natur und Gottheit an, wenn wir zuletzt durch körperliche Leiden ans Bett gefesselt sind. Unsere modernen Schlemmer machen es gerade so wie die bei Juvenal, „die in ihren Krankheiten die Pfeile und Geschosse einer unholden Gottheit sehen.“

Wann werden wir reumütig zu unserem einfachen Haferbrei und zu unsern alten, anliegenden Wollkleidern zurückkehren? Werden wir nimmer diese Seide, nimmer diese faltigen Gewänder satt? Wohin führt diese neumodische Lebensweise als zur Verarmung und auf's Krankenbett? Unsere Ahnen haben bei einer einfachen Lebensführung die glorreichsten Thaten vollbracht; wir, die wir unserer Zunge zuliebe unserer Nahrung Gifte beimengen, haben schon seit Menschengedenken keine einzige, unserer Geschichte würdige Leistung aufzuweisen. Wahrlich, wir wären besser daran, hätten wir in unsern Sümpfen als Barbaren weitergelebt, als jetzt, wo wir unseren ganzen Verstand auf schmählichen Luxus verlegen. Was würde Karl der Grosse dazu sagen, stiege er jetzt aus dem Grabe und sähe er die hermelinverbrämten Mäntel unserer Fürsten, er, dem der einfache Lederpanzer gut genug war? Oder einer jener Ottonen, die, in Staub und Kot gebadet, ihre Heldennaturen bethätigten, während unsere modernen Fürsten sich mit parfumierten Pomaden einreiben? Auf sie passt der Fluch, den Chrysipp gegen Völker ausspricht, die, sich und andern zu zu gefallen, wohlriechende Salben anwenden: „Wehe denen“, ruft er aus, „die mit solcher Verweichlichung das ruhmreiche Blatt ihrer Geschichte besudeln.“ In alter Zeit thaten das nur in der Decadence begriffene Völker; dass die Deutschen wohlriechende Essenzen brauchen würden, hätte sich damals keiner träumen lassen. Aber heutzutage sind Thymian-, Myrthen- und andere Parfums bei uns bereits zum Bedürfnis geworden, und wir suchen unsern Ruhm darin, von ausländischen Wohlgerüchen zu duften; und nicht nur bei den Weibern hat sich diese Unsitte eingebürgert, sondern auch in erster Linie bei dem Adel und der Geistlichkeit. In einem kleinen griechischen Staat verbot einst Solon den Verkauf von Salben, und die Spartaner trieben die Parfumiers aus der Stadt, da sie, wie sie meinten, mit ihren Essenzen nur das Oel verdürben; Lycurg räumte bei ihnen auch mit Banquetten und üppiger Tafel auf. Auch Sokrates donnert im Xenophon gegen den Luxus. Die

alten Deutschen gar, sie haben dem Sinnentaumel niemals gefröhnt: solche ausländische Verweichlichung war unter ihrer Würde. Ich selbst habe noch alte Leute erzählen hören, sie hätten in ihrer Jugend höchst fadenscheinige Röcke getragen: heutzutage huldigen wir den Purpurgewändern. Entartetes Geschlecht! Unsere Ahnen trugen ungegerbte Felle, schliefen unter freiem Himmel oder in Lagerzelten und härteten sich ab, während wir mit unsern kostbaren Kleidungsstücken und ausländischen Fetzen uns durch Luxus jeder Art verweichlichen. Können wir erwarten, dass diese Lebensführung in Deutschland bald ausser Mode kommt, wenn das Beispiel dazu hauptsächlich von Leuten, die sich Geistliche nennen, gegeben wird? Diese schwelgen nicht nur bei festlichen Gelegenheiten und zur Zeit der Kirchweih, sondern das ganze Jahre durch in ihrer eignen Behausung in einem Sumpf von Schüsseln; sie sagen oder meinen doch wenigstens, dass man nur zum Essen und Trinken auf der Welt ist. Und wenn es die Geistlichkeit so macht, so glauben natürlich die Laien, dass sie auch das Recht dazu haben. So kam es, dass unsere angestammten, einheimischen Sitten verloren gegangen sind, und wir so üble Gewohnheiten adoptiert haben, dass wir es mit den notorisch üppigsten Völkern aufnehmen könnten. Es wäre besser gewesen, mit solchem Unfug aufzuräumen, und wie Diogenes zum Kuchen, zu diesen Eindringlingen zu sagen: „Heb dich hinweg, Fremdling!“ Wir hätten doch endlich einmal am Beispiel des Auslands lernen und uns vergegenwärtigen sollen, wie im Gegensatz zu heute, wo eine üppige Tafel für fürstlich gilt, dereinst der Philosoph Menedemos dem Antigonus auf seine Frage, ob er einem luxuriösen Banquett beiwohnen sollte, geantwortet hat: „Bedenke, dass du ein Königssohn bist!“, oder wie Antisthenes sich äusserte, als man in seiner Gegenwart die Sinnesgenüsse pries: „Meine Feinde“, sagte er, sollen ein genussreiches Leben führen.“ In ehernen Lettern sollten wir die Weissagung St. Pauls in unsere Herzen schreiben, wenn er sagt: „Die Speise dem Bauche, und der Bauch der Speise; aber Gott wird diesen und jenen zu nichte machen“, und seine Worte, wenn er die Werke des Fleischs verdammt, zu denen er auch Tafelexcesse rechnet: „Saufen, Fressen und dergleichen, von welchen ich euch habe zuvor gesagt, und sage noch zuvor, dass, die solches thun, werden das Reich Gottes nicht erben,“ Aber heute prassen in solchen Genüssen Leute, die

unsere Führer auf dem Weg zum Reiche Gottes sein sollten, als da sind Geistliche, Stiftsherren, Bischöfe und Päpste, und treiben es damit so toll, dass es in Deutschland fast sprichwörtlich geworden ist, zu sagen: „Ja, wenn man ein angenehmes Leben führen will, muss man sich zum Priester weihen lassen", als stünde ein solches Leben in erster Linie der Geistlichkeit zu.

Als leuchtendes, nachahmenswertes Beispiel will ich die einfache Lebensführung meines Grossvaters Lorenz Hutten erwähnen. Er war ein reicher Mann und bekleidete die höchsten Aemter im Civil- und Militärdienst; aber Pfeffer, Saffran, Ingwer und andere ausländische Gewürze kamen ihm nicht ins Haus; er trug nur Röcke aus deutscher Wolle, obwohl ihm zum Lohn für seine Verdienste manch kostbares Kleidungsstück geschenkt wurde. So hielt er es aber nicht nur mit sich selbst, sondern er eiferte auch bei seinen Standesgenossen gegen die zeitgenössischen Sittenverderbnis; er pflegte zu sagen; „Wachsen denn bei uns nicht Pflanzen genug, die man zu Gewürzen verwenden kann, wenn man denn doch einmal den Gaumen kitzeln muss? Oder lässt elegante Kleidung auf den inneren Wert eines Mannes schliessen?" Ich will das Lob dieses Mannes nicht weitersingen: man könnte sonst meinen, ich wollte meinem Familienstolz die Zügel schiessen lassen, aber eines will ich doch sagen: ich bin mehr stolz darauf, der Enkel eines solchen Mannes zu sein, als einer Familie anzugehören, deren Chronik auch sonst manch ehrenvolles Blatt enthält.

Unsere Vorfahren und die noch lebenden alten Leute in ihrer Jugend waren einfach in Kost und Kleidung, hatten aber dabei eine kräftige Constitution und waren durch Gewöhnung gegen Hunger und Durst, Hitze und Kälte und Strapazen jeder Art abgehärtet, während wir beim ersten Schnee gleich Hände und Füsse einziehen, uns, sobald es Winter wird, in dicke Pelze hüllen und uns an den Ofen flüchten, den wir erst im Hochsommer wieder verlassen, wenn die Sonne sengt und brennt. Und dabei ist in Deutschland auch nicht ein Adliger unter zehn, der nicht an Gicht, Rheumatismus, Wassersucht, Ischias, Lepra oder an den ernsten Folgen der Franzosenseuche litte.

Werden wir endlich Einkehr in uns halten und einen Lebenswandel führen, der unserer Stellung unter den Völkern würdig wäre? Müssen doch sogar Leute, die selbst im raffiniertesten Luxus

schwelgen, die Vorzüge der Mässigkeit anerkennen. So verblendet ist doch keiner, dass er für einen Sardanapal oder einen Heliogabalus unseligen Angedenkens ein gutes Wort übrig hätte, oder umgekehrt den Beispielen einer mässigen Hausführung seine Anerkennung und Bewunderung versagte. Denn liebenswürdig ist und bleibt die Tugend selbst in den Augen derer, die ihr den Rücken kehren.

Das Lieblingsgericht des alten Cato war ein Brei aus Käse und Eiern. Nach Plinius lebten die alten Deutschen von Haferbrei, mit dem sich auch heute noch viele ernähren. Jetzt ist es Mode, von überseeischen Speisen zu leben, und so gebieterisch fordert es die Mode, dass es bald zum Gesetz für alle Bürger werden wird, die Produkte des eigenen Bodens zu exportieren, damit nur noch importierte Lebensmittel gekauft werden. Dadurch sind Fugger und Consorten reich geworden, und so lang wir Sklaven unseres Bauches bleiben, werden sie in Deutschland die einzigen Leute sein, die Geld haben und Paläste bewohnen. Diese Fröhner unserer Gelüste haben es ja bereits so weit gebracht, dass ihr Einkommvn das aller deutschen Fürsten übertrifft. Wir schweifen eben in die Ferne, ohne zu merken, dass unser Deutschland dabei dem Bankrott entgegen geht. Wenn jemals ein Mensch weitsehend war, muss es der Mann gewesen sein, der die Folgen des Luxus und einer masslosen Lebensweise für unser Volk voraussah und davor warnte, einer Lebensweise, meine ich, die zahlreiche Krankheiten und Gefahren in ihrem Schosse birgt. Denn heutzutage ist es klar, wie der Tag, dass man, um gesund zu bleiben, einer solchen Lebensführung kühlen Muts entsagen muss; dass Leute, die ihre Nahrung nur mit einheimischen Produkten würzen — es giebt ja immer noch ein paar echte Deutsche — — ihre gesunde Constitution behalten, während jene Menschen, deren Finger nach Safran, deren Rülpse nach Zimmet, deren Atem nach Gewürznelken riecht, und die sich immer nach der neuesten Mode kleiden, für alle möglichen Krankheiten prädisponirt sind. Sehr treffend nennt der Satyriker die Gicht eine reiche Krankheit, weil sie dem Armen und Mässigen fern bleibt und sich bei den Reichen, den Fressern, Säufern und Prassern häuslich niederlässt, bei jenen, die in den Worten desselben Dichters „in allen Ecken nach Reizmitteln für ihre Zunge suchen.“

Während der Boden unseres Vaterlandes alle nothwendigen Lebensmittel in Hülle und Fülle produciert, sehen wir uns, wie Stiefkinder der Natur, im Ausland um solche um und importieren unsere Kleiderstoffe, unsere Medicamente, unsere Nahrungsmittel sogar, von den Säulen des Hercules, von der Insel Ceylon, von den Ufern des Ganges und noch ferneren Ländern, ja von den Quellen des Nil. Der Fluch Gottes möge auf jene fallen, die den Born des Unheils nach Deutschland verpflanzt haben; sie haben die deutsche Würde prostituiert. Da waren doch, zu unserer Schande sei's gesagt!, die alten Deutschen andere Kerle: „sie zogen die Arbeiten eines Herkules und die schwersten Strapazen Excessen in den Genüssen der Liebe und der Tafel und den Federpfühlen eines Sardanapal vor.“ Was für wohlschmeckende und dabei gesunde Speisen sind doch Weizen- und Roggenbrot, Hirse-, Reis-, Gersten- und Haferbrei; dann die Gemüse und die zahlreichen anderen Produkte unserer einheimischen Gemüsegärten, wie Anis, Koriander, Kümmel, Fenchel, Senf, Rauke, Zwiebeln, Schnittlauch, Knoblauch und jenes nach Plinius so besonders wohlschmeckende Würzmittel, der Sellerie; und als Getränk Bier, für die Reichen wohl auch Wein, der reine, unverfälschte Erdtrank, wie ihn Apollonius nennt: in seinem Genuss soll man jedoch mässig sein, ob man nun Franken- oder Rheinwein wählt. Dazu kommt noch das Fleisch unserer Haustiere und Wildpret mit seinem exquisiten Wohlgeschmack. Auch das Obst ist sicher nicht zu verschmähen. Wie man sieht, besitzt Deutschland einen Ueberfluss an einheimischen Produkten in reichster Auswahl. So ist es denn auch mein sehnlichster Wunsch, dass Leute, die nicht ohne Pfeffer leben können, ihre Gicht und ihre Franzosenseuche nimmer los werden mögen und dass jene Feinschmecker, die nicht essen, um zu leben, sondern um ihren Gaumen zu kitzeln, und Delicatessen brauchen, um ihren Appetit anzuregen, einmal so recht am Hungertuch nagen müssen. Wie moralisch ist der Rat Galens, wenn er den Aerzten empfiehlt, die Behandlung von Fressern und Säufern zu refüsieren; „denn durch ihr unmässiges Leben“, sagt er, „sammeln sich doch die verdorbenen Säfte rasch wieder in ihrem System an, sodass jeder Versuch, jene auszuscheiden, ohne dauernden Erfolg bleiben muss.“ Hieronymus sagt: „Die natürlichen Bedürfnisse sind schnell zu befriedigen; eine einfache Kleidung schützt vor Kälte,

einfache Nahrung vor Hunger.“ Als der Perserkönig Anaxerxes im Drang der Not einmal getrocknete Feigen und Gerstenbrot ass und dabei über den Wechsel alles Irdischen und sein eigenes Los nachdachte, rief er aus: „Welche Genüsse hat mich mein königlicher Reichtum entbehren lassen!“ Daraus geht deutlich hervor, dass nur der einfach und nüchtern lebende Mensch im Lichte wandelt und das Leben kennt, während die Prasser und Schlemmer im Dunklen tappen und niemals zum wahren Lebensgenuss kommen. Von einem angenehmen Leben kann bei ihnen gar keine Rede sein, wie sie selbst nur zu bald herausfinden, wenn sie die Krankheit heimsucht: dann geht ihnen ein Licht auf, wie teuer sie ihren lockeren Lebenswandel erkauft haben. Denn, wie Persius singt: „Wenn die steinige Gicht die Gelenke, die morschen Reiser der alten Buche, zerschmettert, dann es ist zu spät, darüber zu klagen, dass die schönen Tage einer fetten Tafel und versumpfter Genüsse vorüber sind.“

Können wir noch im Zweifel darüber sein, woher eigentlich das Heer von Krankheiten in Deutschland kommt, wenn es gleichzeitig mit dem Luxus bei uns seinen Einzug gehalten? Huldigen wir doch dermassen den Genüssen des Fleischs, dass wir mit unserer schmählichen Lebensführung jedem fremden Lande den Vorrang streitig machen. Freilich haben wir auch zu diesem Behuf dienstfertige Helfershelfer, Leute, die es sich zum Geschäft machen, Reizmittel für unsere Zunge aus den fernsten Erdwinkeln zu importieren, die ihren ganzen Verstand darauf verlegen, aus dem Ausland unsere Speisen, Getränke und Kleiderstoffe einzuführen. Das Geschäft zahlt sich; denn sie haben es wirklich fertig gebracht, dass unsere Feinschmecker hierzulande nur Corsenwein trinken und italienische Gerichte essen, auf ihren Reisen in Rom aber Rhein- und Neckarwein haben müssen. Verkehrte Welt! Und die Schmach und Schande davon ist doppelt gross, weil Bischöfe mit dem schlechten Beispiel vorangehen. Diese Leute machen's, wie Philoxenos im Aristoteles, der zu den unsterblichen Göttern betete, sie möchten ihm doch eine Gurgel, so lang wie die eines Kranichs, geben. Wenn Aristophanes die Gelage der Syracusaner und die Ausschweifungen der Sybariten geisselt, so haben ihm seine Zeitgenossen den Stoff dazu geliefert; würden, lebte er heute, seine Zunge, seine Feder machtvoll genug sein, um mit der Spitze des Geistes unsere

Banquette, unsere Trinkgelage, unsere Prasserei zu rügen? Wer nach geistiger oder sittlicher Höhe strebt, beherzige Pythagoras' Worte, wenn er sagt, dass es der Mensch darin zu nichts bringen kann, dass heisst, dass der Mensch, so lang er den irdischen Genüssen, dem Luxus und der Masslosigkeit fröhnt, weder den Geist noch dem Charakter Schwingen verleihen kann. „Einfache Kost", sagt Plinius, ist dem Menschen zuträglich, raffinierte Gerichte schädlich, Gewürze sind Gift für ihn." Denselben Gedanken hat Persius ausgedrückt, wo er sagt: „Du betest um machtvolle Sehnen und Gesundheit bis ins hohe Alter. Wohlan! Es sei! Aber leider fangen die vollen Schüsseln und die gefüllten Becher dein Gebet ab und verstopfen dem lieben Herrgott die Ohren." Im Cicero sagt Cato; „Eine ausschweifende zügellose Jugend übermittelt dem Alter eine zerrüttete Constitution"; ferner: „Man esse und trinke genug, um seine Kräfte zu erhalten, aber nicht genug, um diese zu lähmen." Auch sagt er: „Nichts schadet dem menschlichen Geiste, jener höchsten Gottesgabe, so viel wie das Vergnügen. Denn wo die Begierde herrscht, ist kein Platz für Besonnenheit, und im Reich der Lüste kann die Tugend nimmer aufkommen. Es ist ein Vorzug des Alters, dass es keine unlauteren Leidenschaften kennt. Denn das Vergnügen hemmt Einsicht und Vernunft, trübt das geistige Auge und hat mit der Tugend nichts gemein." Die alten Leute sind also nach Cato gut daran, weil sie im Essen und Trinken mässig sind und darum auch nicht an Räuschen, Verdauungsstörungen und Schlaflosigkeit leiden, jenen Folgen einer unmässigen Lebensweise. — Hieronymus sagt: „Zu viel Essen macht krank." Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang das Witzwort eines einheimischen Artzes. Dieser behandelte einen Kranken mit inveterierten, profus secernierenden Geschwüren über der Tibia. Obwohl ein eingefleischter Fresser und Säufer, machte der Patient doch seinem Unwillen darüber Luft, dass alle Arzneien nichts hülfen, und dass die Geschwüre mehr denn je liefen. Da sagte der Arzt: „Giessen Sie nichts mehr ein, so wird nichts mehr auslaufen." — „Die Athleten", sagt Galen, „deren ganzes Sinnen und Trachten auf ein systematisches Mästen gerichtet ist, können nicht erwarten, lang zu leben oder gesund zu bleiben. Ihr Geist, in einer Atmosphaere von Blut und Fett, wie in einer Kotmasse, erstickt, ist jeden höheren Flugs unfähig; sie müssen ja jeden

Augenblick ans Essen, an ihre Rülpse, an ihren vollen Bauch denken.“ Die alten Römer bezeichneten eine einfache frugale Lebensweise als die normale; in der griechischen Literatur wird die Oligositie von bedeutenden Männern verherrlicht. Joseph rühmt es den Esseern, einer altjüdischen Philosophensekte nach, dass bei ihnen das tägliche Fasten zur Gewohnheit, ja zur zweiten Natur geworden; auch die Pharisaeer lobt er ob ihrer Mässigkeit.

Unsere Feinde müssen eine Lebensweise, wie wir sie führen, vom Himmel für uns erfleht haben. O hätte doch einer unserer Ahnen vor dem Verkauf jener exotischen Gewürze in Deutschland gewarnt, ähnlich wie im Plinius M. Cato seinen Befürchtungen vor den Folgen einer Verpflanzung griechischer Verweichlichung und griechischen Luxus nach Italien in zündenden Worten Luft macht! Der Teufel hole den Pfeffer, den Saffran und die Seide! Wenn andere Völker solche Bedürfnisse haben, wir sollten sie nicht empfinden, ja nicht einmal kennen. Möge der Heiland die Herzen meiner Landsleute läutern, so dass sie zu ihrer alten Mässigkeit zurückkehren und unseren angestammten Ueberlieferungen wieder treu werden. Wie rührend klingen die Worte, in denen Anacharsis, ein Barbar, seine Lebensweise schildert: „Der Hunger ist meine Beikost, der Boden mein Bett, ein grobes Tuch mein Gewand.“ Der nüchterne Demosthenes jagte den Säufer Aeschines aus der Stadt. Sokrates drückt seine Verachtung für die Schlemmer, die sich von ihrem Magen regieren lassen, aus, wenn er sagt: „Viele leben, um zu essen und zu trinken; ich esse und trinke, um zu leben“; ein weiser, des Lobs eines Apoll würdiger Mann! Erwähnnng verdient auch der Vers des griechischen Dichters; „Leg' deinem Magen Zügel an!“

Wie lebte der Mann, der in der ganzen Welt als Prototyp eines Lüstlings verschrieen ist, und der das Vergnügen als das höchste Gut bezeichnete, Epicur? Das Vergnügen, aus dem er ein solches Wesen macht, bestand für ihn in Wasser und Brot, wie er überhaupt ein einfaches, nüchternes Leben empfiehlt. In einem Brief an einen Freund sagte er: „Schicke mir etwas Cithriderkäse, den ich essen will, wenn ich aufgelegt bin, mir einmal einen besonderen Luxus zu gestatten“. Anaxagoras sagt: „Wer mässig lebt, braucht keine Zukost“. Porphyrius empfiehlt, durch Hunger für einen klaren Kopf zu sorgen. Bei Philostratus kommt

die Figur des Inderkönigs Porus vor, eines Hühnen, der von Wasser und Brot lebte. Masinissa wurde neunzig Jahre alt, ohne jemals Beikost genommen zu haben. Mithridrates, König von Pontus, der mit Rom einen vierzigjährigen Krieg führte, ass im Stehen, anstatt sich, wie wir, dabei in Federpfühle zu vergraben. Titus Livius sagt zur Charakteristik Hannibals: „Er ass und trank nach Maassgabe des Bedürfnisses, nie zum Vergnügen. Er richtete sich mit dem Schlafen und Wachen nicht nach der Tageszeit, sondern gönnte sich nur Ruhe, wenn es seine Geschäfte erlaubten; dann war es ihm aber gleichgiltig, ob es Tag oder Nacht war, und er schlief ohne weiches Bett, selbst in Mitten des tosendsten Lärms". Als ein Hauptvorzug des Kaisers Augustus wird seine Mässigkeit im Essen und Trinken gerühmt.

Wollen wir nicht diesen leuchtenden Beispielen zum Wohl unseres Leibes und unserer Seele folgen, statt auf die Gefahr, krank zu werden, in die Fusstapfen der naturwidrig lebenden Schlemmer und Prasser zu treten? Werden sich die Türken und sonstige Andersgläubige je zum Christentum bekehren, wenn sie sehen, was für ein verlottertes Leben wir führen? Doch ich glaube, die Zeit wird kommen, wo unser Volk durch Schaden klug wird.

Doch jetzt zurück zum Thema! Und nachdem ich doch einmal bei der strengen Diät bin, will ich zunächst die Frage erörtern, ob ein Kranker durch Einhaltung der Diätvorschriften allein und ohne Guajakum gesund werden kann, eine Frage, die manche in bejahendem Sinne beantworten.

---

## Kapitel XX.

### Ist durch die Diätcur allein ein Heilerfolg zu erzielen?

Ehrliche Naturen soll man nicht anzweifeln, geschweige denn anschwärzen. Aber unsere Durchschnittsärzte platzen doch vor Wut, dass unser Medicament so ganz allein, ohne ihr Zuthun, eine so ungemein heilsame Wirkung entfaltet; sie zittern vor Angst, es möchten mit einem Schlage eine ganze Reihe ihrer Melkkühe, von denen sie bisher ein regelmässiges Einkommen bezogen, gesund werden. So kämpfen sie denn mit allen Mitteln dagegen, weil sie

fürchten, ihre ganze Autorität zu verlieren. Demgemäss gaben sie vor kurzem die Losung aus, die bei der Guajakcur vorgeschriebene Diät allein sei imstnnde, ohne das Dekokt und ohne jede Medication überhaupt, die Krankheit zu heilen; möglich, dass diese Ansicht einer irrtümlichen Auffassung entsprang, aber vermutlich waren unlautere Motive im Spiele. Ich selbst habe es auch gesehen, wie manche in die Welt hinausposaunten, Dekokte von Wachholder-, Eichen-, Eschen- oder Tannenholz oder einer Mischung der erwähnten Holzarten, seien bei dieser Krankheit genau so wirksam, wie das Guajakdekokt. Und obwohl ich hinter dieser Ansicht Ränke und Schliche stark vermute, wünsche ich doch ihren Vertretern viel Glück und Segen. Es wäre ja eine höchst segensreiche Entdeckung für uns, wenn sich ein so weit her importiertes Mittel durch ein nicht minder wirksames Produkt unserer eigenen Wälder ersetzen liesse. Ich hege indess wohlbegründete Befürchtungen, dass man damit mehr verspricht, als man halten kann, und dass all diese Versuche ohne Erfolg bleiben werden. Denn einmal handelt es sich meiner Meinung nach um eine zu schwere Krankheit, als dass es möglich wäre, sie durch eine einfache Hungerkur und ohne jede Medikation zu heilen, zumal wenn sie in dem System, wie sie es gewöhnlich thut, tiefe Wurzeln geschlagen; und zweitens ist kaum anzunehmen, dass die Heilkraft unserer einheimischen Bäume, wenn sie überhaupt eine solche besässen, so lange unentdeckt geblieben wäre, zumal es sich ja um die gewöhnlichsten und verbreitetsten handelt. Doch jene mögen es immerhin versuchen! Die Aufgabe ärztlicher Forschung besteht ja darin, an der Hand der Beobachtung und des Experiments für jede Krankheit ein Heilmittel zu finden.

Indess rate ich doch allen Kranken, sich vorläufig an meine oben gegebenen Vorschriften zu halten und mir zu glauben, wenn ich sage, dass in der Behandlung der Franzosenseuche, wie der irgend einer anderen Krankheit, ein mässiges Leben zuträglich ist, dass es aber für sich allein nicht ausreicht, das verseuchte und durch das Krankheitsgift verdorbene Blut zu reinigen, wenn nicht gleichzeitig geeignete Medicamente verabreicht werden. Wenn ich mich einem von zwei Combattanten gegenüber verpflichte, seinem Gegner keinen Beistand zu leisten, so kann ich von mir sagen, dass ich ihn nicht in seinen Actionen gehemmt habe, aber ich

könnte mich doch nicht rühmen, ihm geholfen zu haben; in analoger Weise begünstigt Mässigkeit im Essen und Trinken die Krankheit nicht, aber dass sie sie beseitige, davon kann keine Rede sein. Wenn man es unterlässt, einen Gefangenen, den man fesseln könnte, in Fesseln zu legen, so ist es doch nicht dasselbe, als wenn man ihn laufen lässt, wozu man eventuell gar nicht imstande wäre.

Wenn ich oben erwähnt habe, dass mancher Kranke dank einer einfachen Kost und Enthaltsamkeit im Geschlechtsgenuss und Trinken von der Gicht genesen, so habe ich dabei an diese Seuche und ihre Folgen überhaupt nicht gedacht. Denn bei ihr sitzt das Uebel zu tief, als dass es sich so rasch beseitigen liesse; das Krankheitsgift ist zu gleichmässig im System verteilt, als dass man es leicht auf eine Stelle localisieren könnte, und das Leiden ist ein so universelles, dass an eine erfolgreiche locale Behandlung ohne energische constitutionelle Behandlung gar nicht zu denken ist. Meine eigenen traurigen Erfahrungen bewiesen das leider zur Genüge. Ich habe immer einfach und nüchtern gelebt und hätte daher, wenn weiter nichts erforderlich wäre, schon längst gesund sein müssen; so aber konnte ich, trotzdem ich im Verlauf von drei Jahren zum Knochengerüst abgemagert war, die Krankheit dennoch nicht los werden: Fortschritte hat sie freilich unterdessen auch nicht gemacht.

Also nur zu, ihr vielversprechenden Grossmäuler! Kochet nur munter Euer Eschenholz, fest darauf los mit Euren Wachholder- und Fichtentränken, und wenn ihr Lust dazu habt, nehmt meinetwegen auch noch Buchsbaum-, Kornelkirschen- und Platanenholz! Die ganze Welt wird euch dankbar sein, wenn ihr die aus weiter Ferne importierte Drogue entbehrlich macht, und Euer Verdienst wird noch grösser sein, als das eines Fugger, dem es gelänge, Pfeffer und Zimmet anf heimischem Boden wachsen zu machen. Ich selbst werde dann dankbar Euer Geschenk annehmen, aber vorläufig fehlt mir der Glaube an Eure Kunst, ja jede Spur von Hoffnung. Wie oft habe ich es nicht mit offenem Munde angehört, wie Ihr goldene Berge verspracht, und jedesmal blieb mir nichts als Enttäuschung.

## Kapitel XXI.

## Die Sorge für den Stuhl während der Cur.

Während der Cur hat der Kranke nur wenig Stuhl, und dieses wenige ist hart und schwer zu entleeren. Der Grund dafür liegt weniger in der geringen Nahrungszufuhr als in der austrocknenden, adstringierenden Wirkung des Medicaments. Indes stimmen darin die Erfahrungen der Kranken nicht überein: manche haben anfangs, andre anhaltend wässrige Entleerungen, was für mich sehr befremdlich erscheint; denn ich habe während der ganzen vierzig Curtage auch nicht eine einzige spontane Entleerung gehabt. Bei dieser Diät schadet es übrigens garnichts, wenn man fünf bis sechs Tage keinen Stuhl hat. Im Nothfall giebt man dann morgens nüchtern eine halbe Unze Guajakfeilspänedekokt, und wenn die erste Dose nicht hilft, wiederholt man die Gabe am nächsten und eventuell auch am übernächsten Tag. Bekommt der Kranke auch dann keinen Stuhl, so gibt man ihm ein Klystier oder führt ein Stuhlzäpfchen ein; denn nunmehr muss Stuhlgang um jeden Preis erzwungen werden. Wenn man mit Senna nachhelfen will, so habe ich dagegen nichts einzuwenden; aber das darf nicht mehr als einmal vorkommen; auch darf es nicht am Morgen gleich nach dem Guajakdekokt genommen werden.

Brechmittel halte ich nicht für empfehlenswerth; denn nach Plinius kühlt der Brechakt das System ab und schadet den Augen, namentlich aber auch den Zähnen.

Für die Stuhlverhaltung während der Cur wirken mehrere Momente zusammen: einmal die Thatsache, dass der Darm durch das zu Beginn der Cur gereichte Abführmittel vollkommen entleert wird, zweitens die geringe Nahrungszufuhr. Aber trotz der Stuhlverhaltung gehen während der Cur doch Ausscheidungen von statten, einmal im Schweiss, in dem das Guajakum reichlich schädliche und überflüssige Substanzen zur Ausscheidung bringt, und dann auch im Harn, der ja im Hungerzustand dünnflüssiger ist. Auch ist es eine grosse Annehmlichkeit, dass der Kranke trotz der Stuhlverhaltung weder von Blähungen und Kolikschmerzen, noch von einem bittern Geschmack im Mund, von Uebelkeit, noch von Kopfschmerzen

gequält wird, Erscheinungen, die sonst so leicht bei Verstopfung durch die aus dem Magen aufsteigenden Dünste hervorgerufen werden. Es ist leicht verständlich, dass die Harnwege bei dem Kranken eine wichtige Rolle für die Ausscheidungen spielen; künstlicher Nachhilfe aber bedarf's in dieser Richtung nicht. Nun einige Worte über das Schwitzen.

---

## Kapitel XXII.

### Ueber künstlich hervorzurufende Schweisse.

Wenn der Schweiss nicht spontan ausbricht, wollen ihn manche künstlich hervorrufen: sie wickeln den Kranken zu diesem Behuf in eine Unzahl dicker Decken und lassen ihn drei, manchmal vier Stunden darin liegen. Und wenn dies auch so ziemlich das allerunangenehmste an der ganzen Cur ist, so habe ich mich doch dadurch höchstens erschöpft gefühlt: ohnmächtig bin ich dabei nie geworden. Indess haben sich sämmtliche Patienten, die zugleich mit mir die Cur durchmachten, darüber aufgehalten und es als grosse Unannehmlichkeit empfunden. Wenn ich hier einmal meine Meinung, nicht nur die Produkte meiner Erfahrung anführen darf, so gehe ich zwar nicht so weit, zu empfehlen, man möge auf die künstliche Förderung des Schweissausbruchs gänzlich verzichten: der Kranke mag immerhin drei bis vier Stunden zugedeckt im Bett liegen; aber es erscheint mir unnötig, ihn mit Decken vollkommen zu ersticken oder ihm absolut jede Bewegung streng zu verbieten, kurz ihm unnötig quälende Beschränkungen aufzuerlegen, wie es die Aerzte überkommenen Vorurteilen zu Liebe ohne guten Grund gern thun. Das Guajakum treibt an und für sich Schweiss: aber künstlich lässt sich dabei der Schweissausbruch nicht erzwingen. Meine eigne Erfahrung beweist dies zur Evidenz; ich bin nicht ein bischen früher ins Schwitzen gekommen, wenn ich mit drei bis vier dicken Pelzdecken zugedeckt wurde als wenn ich unter einer einfachen Wolldecke lag. Meine Meinung geht also dahin, dass der Schweissausbruch höchst wünschenswert, und wenn er nicht spontan auftritt, künstlich anzuregen ist, aber doch nur

mit leichten Mitteln. Gewaltcuren verwerfe ich unter allen Umständen. Auch warne ich die Kranken davor, sich am offenen Feuer braten zu lassen, oder den Ofen wie in einer Backstube zu heizen. Denn übermässige Hitze schwächt und trocknet die Säfte, die Träger der Kraft, aus. Wenn ich von leichten Mitteln spreche, so meine ich damit, dass der Kranke eine Zeit lang unter einer einfachen Decke liegen bleiben möge; denn wenn er dabei auch keine Qualen aussteht, vielleicht nicht einmal Unbehagen verspürt, so wird er doch durch die Wirkung des Guajacum im System schon von innen heraus genügend in Schweiss geraten.

---

## Kapitel XXIII.

## Die Wirkungsart des Medicaments. Das Tempo der Heilung.

Es ist jetzt Zeit, die Wirkungsart des Medicaments von der subjektiven Seite aus, den Zeitpunkt, zu dem man zuerst eine Besserung constatieren kann, und das Tempo, in dem die Heilung verläuft, ins Auge zu fassen. Auch hierin gebe ich lediglich meine eignen Beobachtungen und Erfahrungen wieder: ich erwähne dies, um mich vor Vorwürfen zu schützen, falls einmal in einem Einzelfall der Verlauf ein anderer sein sollte. Meinen Beobachtungen nach wirkt das Mittel langsam und gleichmässig, nicht rasch oder stürmisch. Weit entfernt davon, dass seine heilsame Wirkung sofort subjektiv empfunden wird oder dass es die Schmerzen, die es schliesslich vollkommen beseitigt, rasch lindert, wird im Gegenteil zu Anfang der Cur und für die ersten vierzehn Tage die Krankheit im höchsten Grade acut: die Qualen nehmen zu, die Geschwüre breiten sich aus und in der That kommt es dem Kranken vor, als ginge es ihm schlechter denn je. Ob die Schmerzen daraus resultieren, dass die Krankheit von den inneren Organen nach der Oberfläche dringt, oder ob es die tiefgreifende Revolution und die sie begleitende constitutionelle Erschütterung ist, die sich schmerzhaft bemerkbar macht, will ich dahin gestellt sein lassen; so viel ist jedenfalls sicher, dass das Medicament die Krankheit mit all ihren tiefsitzenden Wurzeln ausrottet. Manchmal beginnt diese

Wirkung bald nach Einleitung der Kur, manchmal erst nach einiger Zeit; vor Ablauf der ersten Woche lässt sich ein Erfolg nie nachweisen; bei mir dauerte es volle zwanzig Tage. Allerdings sind in diesen extremen Fällen gewöhnlich die Kranken selbst Schuld, und zwar sind es Diätfehler, die die Wirkung zeitlich hinausschieben; in meinem eignen Fall lag der Fehler in der Schwäche des Guajakdekokts. Der frühere oder spätere Eintritt der Besserung hängt nach Angabe der Aerzte häufig auch mit constitutionellen Eigentümlichkeiten zusammen; Thatsache ist es jedenfalls, dass Leute mit regem Geist, vor allem Gelehrte, in der Regel von Krankheiten ärger mitgenommen und sie schwerer wieder los werden, als andere, eine Beobachtung, auf die mich Stromer zu wiederholtenmalen aufmerksam gemacht hat. Wichtig soll auch die Localisation der Krankheit sein: sie sei der Behandlung zugängiger, wenn sie in der rechten Körperhälfte sitzt; denn nach Alexander wird durch die ausgiebigeren Bewegungen der rechten Seite die hier angesammelte Krankheitsmaterie leichter zur Einschmelzung gebracht und damit eine Heilung rascher angebahnt. Auch wird behauptet, die Extremitäten seien schwerer zu curieren, da sie vermöge ihrer grossen Entfernung vom Stamm das Ernährungsmaterial erst spät erreicht. Auch ist es wichtig, ob der Krankheitstypus ein auf- oder absteigender ist. Celsus sagt wenigstens: „Absteigende Schmerzen sind leichter zu heilen als aufsteigende: nach oben ausstrahlende Schmerzen jeder Art sind der medicinischen Behandlung weniger zugänglich.“ Eruptionen an den Geschlechtsteilen, die vermöge der sie complicierenden Entzündung, für welche diese Organe ja so ungemein disponiert sind, die unerträglichsten Schmerzen machen, gehören zu den localen Krankheitserscheinungen, die sehr bald und zuerst verschwinden. Ob Naturen, die auf Medicamente überhaupt prompt reagieren, regelmässig auch der Wirkung des Guajacum gegenüber wenig resistent sind, lässt sich bei der Neuheit des Mittels noch nicht mit Sicherheit entscheiden.

Aber welchen Sitz das Uebel im einzelnen Fall auch haben oder welche Form es annehmen mag, der Kranke sorge auf's penibelste für ein gutes Praeparat. Nachdem er das Decoct so lang getrunken hat, dass man annehmen darf, dass es bereits im Blut circuliert, lassen die Schmerzen allmälig nach und verschwinden

schliesslich, zuweilen nach einer vorübergehenden Exacerbation. Denn wenn einmal die Besserung angefangen hat, dauern sie nicht mehr lang, selbst wenn sie inzwischen noch einmal wiederkehren sollten. In der Umgebung etwaiger Geschwüre schmelzen die Weichteile in weitem Umkreis ein: trotzdem ist dies ein Zeichen beginnender Heilung. Bei mir selbst wurde der Tibiaknochen in der Ausdehnung eines Fingernagels dadurch blossgelegt, ein Zufall, der bei mir vorher nie eingetreten war: Man kann sich meinen Schrecken vorstellen, als ich es gegen den fünfundzwanzigsten Behandlungstag wahrnahm; aber die Heilungstendenz war trotzdem eine ausgesprochene, und binnen weniger Tage sprossten die Granulationen munter hervor. Es scheint in der That die natürliche Wirkung des Mittels zu sein, zuerst den Geschwürsgrund zu reinigen und die tieferen Weichteilpartieen zu alterieren. Vollständige Ueberhäutung der Geschwüre habe ich während des Aufenthalts im Zimmer nur selten beobachtet. Demgemäss habe ich auch erfahrene Leute die Ansicht aussprechen hören, das Guajak höre erst dann auf, zu wirken, wenn der Kranke seine gewöhnliche Kost und im allgemeinen seine frühere Lebensweise wieder aufnehme; ich habe bereits früher bemerkt, dass es nach meinem ersten Ausgang noch vierzig Tage gedauert hat, bis es bei mir soweit gekommen. All diese Beobachtungen zwingen uns zu der Annahme, dass seine Wirkung eine ungemein nachhaltige ist: das Medicament wirkt nicht im Sturm, sondern reinigt langsam das verdorbene Blut, den Sitz des Uebels, und bringt die ungesunden Säfte, die der Krankheit Nahrung zuführen und sie unterhalten, teils durch Haut und Nieren, teils im Stuhl zur Abscheidung. Wenn die Krankheit also den Wendepunkt zum Bessern nimmt, muss es notwendigerweise zur Schweisseruption und profusen Harnsekretion kommen, und auf beiden Bahnen werden die Krankheitsprodukte ausgeschieden. Um diese Zeit werden Hände und Füsse so kalt, dass man annehmen muss, sie seien jeder Eigenwärme beraubt. Die Erklärung, die die Aerzte dafür geben, ist folgende: in diesem Stadium treibe das Medicament den ganzen Vorrat an thierischer Wärme von den Extremitäten nach den innern Organen, die gehörig erhitzt werden, bevor die Wärme nach aussen ausstrahlt. Soviel ist sicher, dass Kranke, die durch die Guajakcur genesen sind, später ungemein warme Glieder haben. Meine eignen Beine und Füsse, die vorher

sechs bis sieben Winter lang so kalt waren, dass ich sie nicht warm bekommen konnte, wie viele Decken ich auch zum Zudecken benützte, besitzen nunmehr einen solchen Vorrat an Eigenwärme, dass mir jetzt zumeist eine einfache Decke genügt, um mich vor Kälte zu schützen.

Nachdem wir das Thema unseres Kapitels nunmehr erschöpfend behandelt haben, kommen wir zu der weiteren Frage nach der Heilkraft des Mittels und den Indicationen für seine Anwendung.

---

## Kapitel XXIV.

## Heilkraft des Mittels. Krankheitsformen, bei denen es indiciert ist.

Besitzt das Guajak auch die specifische Wirkung, die Franzosenseuche in all ihren Formen vollkommen anszuheilen, so bethätigt es sie doch in besonders hervorragendem Maasse bei verschleppten, inveterierten Erscheinungen. Die Beobachtung hat uns gezeigt, dass alte Fälle schneller und vollkommener dadurch genesen, als frische; nicht dass letztere dieser Behandlung unzugängig wären, aber die Cur verläuft hier langsamer, und die Krankheit erweist sich bei frischen Fällen als mehr refraktär. Jahre alte Schwellungen, Ansammlungen, Indurationen, Fisteln und Knoten verschwinden mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Pathologische Absonderungen hören vollkommen auf, sei es, dass das Mittel sie eintrocknet oder ableitet. Geschwüre bringt es in durchaus erfreulicher Weise zur Eiterung, während es etwaige latente Krankheitsherde bloss legt. So legt es bald, wie in meinem eigenen Fall, Knochen und Sehnen bloss, während es in anderen Fällen Blutgefässe annagt oder krankhaft afficierte Partieen vollkommen einschmilzt; dabei entwickelt sich ein unerträglicher Gestank.

Die Aerzte bezeichnen seine Wirkung als wärmeregulatorisch, austrocknend und schreiben ihm die Fähigkeit zu, Mischungsfehler des Blutes und Leberstörungen zu heilen: dabei wirkt es so ungemein mild, dass es bei heiss- und kaltblütigen Kranken mit gleich gutem Erfolg anwendbar ist. So beseitigt es krankhafte Ab-

scheidungen, indem es vermöge seiner austrocknenden Wirkung die abfliessenden schädlichen Säfte sistiert oder ihre Quelle behebt und gleichzeitig die Constitutionsfehler corrigiert. Es macht den Schleim dünnflüssig, eröffnet die durch die Einreibungen oft obstruierten Harnwege, fördert aber auch sonst vermöge seiner harntreibenden Eigenschaften die funktionelle Thätigkeit der Nieren. Dementsprechend glaubt man, dass es bei Steinleiden zuträglich ist und Steine aus der Blase ausstösst. In hervorragendem Maasse bringt es die schwarze Galle zur Abscheidung, stimmt dementsprechend heiter und dämpft den Zorn, wie seine Wirkung bei Melancholie überhaupt eine exquisit heilsame ist. Auch katarrhalische Absonderungen aus dem Kopf, sowie Fluxionen nach demselben behebt es und beseitigt damit auch das Gefühl von Benommenheit, vermutlich indem es das Gehirn erwärmt. Auch soll es alte, schlecht geheilte Wunden, gleichgiltig, welches ihr Ursprung, definitiv und endgiltig schliessen, nachdem es zuerst die fehlerhafte Narbe wieder aufgebrochen. Ferner beseitigt es chronische Magerkeit, und Leute, die diese Cur durchgemacht, haben für den Rest ihres Lebens eine ganz ausgesprochene Neigung zur Fettleibigkeit. Eine auffallend günstige Wirkung hat es gegen Mundfäule und Geistesumnachtung, wie jene, eine häufige Folge fehlerhafter Schmiercuren. Auch den inneren Organen thut es gut, in erster Linie dem Magen, der nach der Cur wie neugeboren erscheint, und dem Darm, der danach besser funktioniert wie je zuvor. In ausgezeichneter Weise beeinflusst es verkümmerte und atrophierte Glieder, indem es ihnen ihre normalen Dimensionen wieder giebt, contrahierte Sehnen dehnt, erschlaffte festigt und kräftigt. Es ist nachgewiesen, dass Kranke, die durch die Franzosenseuche verblödet und zu vollkommenen Idioten geworden waren, durch diese Cur aus ihrem Stupor geweckt wurden und ihre frühere Geistesfrische und normale Motilität wieder gewonnen haben. Wie bereits früher erwähnt, ist die Wirkung auf den Stuhl keine constante; diesen stopft es, jenen führt es ab; manchmal hat es anfangs eine constirpirende, später eine laxierende Wirkung; auch habe ich bereits bemerkt, dass man eine halbe Unze Guajakfeilspäneabkochung als Abführmittel zu trinken giebt.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass in der Dosierung der Kräftezustand des Kranken nicht zu berücksichtigen ist, da

das Mittel nicht schwächt. Ich weiss nicht vom Hörensagen, sondern aus eigener Erfahrung, dass selbst durch eine zweimalige Abkochung der Gehalt des Holzes an wirksamen Stoffen nicht erschöpft wird, womit ich jedoch keineswegs behaupten will, das erste Dekokt sei nicht das kräftigste.

Manche schreiben dem Medicament eine ausgesprochene heilkräftige Wirkung gegen Fisteln, Krebs und Brand zu. Ferner curiert es Athemnot und Asthma, vorausgesetzt dass die Störungen das Produkt der Franzosenseuche oder der Schmiercur waren. Nachdem ich jedoch bereits früher die Folgen unserer Krankheit ausführlich besprochen, ist es überflüssig, sie hier nochmals im einzelnen namhaft zu machen; denn es beseitigt, behebt und curiert sie alle, zumal wenn es sich, wie gesagt, um veraltete Formen handelt. Auch bei Gicht ist es recht zuträglich; ich selbst habe zwei an schweren, schmerzhaften Formen leidende Kranke dadurch genesen sehen. Die Aerzte differenzieren allerdings hier und glauben, das Mittel nütze nur in Fällen, die auf Erkältung zurückzuführen seien; doch das mögen sie unter sich ausmachen. Das Medicament ist auch ein Heilmittel für Lähmungen: in frischen Fällen behebt es diese, wie mir zuverlässige Beobachter mitteilen; ich selbst habe keine Gelegenheit gehabt, solche Heilungen zu sehen. Dr. Ricius behandelte auch einen Leprakranken ziemlich erfolgreich mit diesem Mittel: die Krankheit wurde zwar nicht vollkommen curiert, aber wesentlich gebessert, die Eruption erheblich gemildert und ganz erträglich gemacht. Jener Arzt ist auf Grund dieser Beobachtung der Meinung, dass das Guajakum die Lepra unter allen Umständen günstig beeinflusst und in ihrem Verlauf aufhält, wenn es sie auch vielleicht nicht völlig beseitigt; durch wiederholte Curen in kurzen Intervallen liesse sich der Termin der schwersten Spätformen jedenfalls zeitlich erheblich hinausrücken, indess ist er der zuversichtlichen Hoffnung, dass sich frische Formen durch das Medicament vollkommen und dauernd heilen lassen. Auf Grund seiner austrocknenden Wirkung macht man jetzt auch bei Wassersucht Versuche damit, auf deren Ergebnisse man sehr gespannt ist. Bekanntermaassen wirkt es auch bei Epilepsien günstig, nach Meinung der Aerzte aber nur dann, wenn sie das Produkt einer Abkühlung des Organismus ist. Auch sah ich Patienten, die an anderweitigen inneren Krankheiten, an Magenstörungen, Dyspepsie

und mangelhafter Assimilation der Nahrung litten, ebenso wie Reconvalescenten von chronischen Krankheiten die Cur durchmachen: die Aerzte haben dagegen nichts einzuwenden, Dr. Ricius empfiehlt sie sogar in manchen Fällen; denn er huldigt der Ansicht, dass sie Gesunde und an unbedeutenden Störungen leidende Individuen nicht nur ohne Nachteil für ihre Gesundheit durchmachen können, sondern sogar dadurch in ihrer guten Constitution gefestigt und gekräftigt wurden.

Soviel von den Indicationen für die Anwendung des Guajak. Will der Leser dafür eine rationelle Erklärung haben, so verweise ich ihn an erfahrene Aerzte. Ich mache keinen Anspruch auf rationell-therapeutische Kenntnisse. Auch ist es meine Aufgabe gar nicht, für jedes einzelne Wort, das ich zu Papier bringe, theoretische Erörterungen und Erläuterungen zu geben; ich habe es mir vielmehr zum Thema gewählt, ausschliesslich meine Erfahrungen mit dem Guajak an mir und an andern, und neben meinen eignen Beobachtungen nur noch Mitteilungen zuverlässiger Leute getreulich wieder zugeben. Die schwierige Aufgabe, den Knoten theoretischer Erklärung gebührend zu lösen, überlasse ich andern.

Um dem Leser über die Wirkung des Guajak bei mir selbst Aufklärung zu verschaffen, muss ich nunmehr erzählen, an welchen Stellen und an welchen Krankheitserscheinungen ich gelitten habe.

---

## Kapitel XXV.

## Krankheitserscheinungen, die das Mittel bei mir behoben hat.

Der schliessliche Ausgang meiner Krankheit mag uns zur Lehre dienen; denn er beweist, dass man bei keinem körperlichen Leiden, so verzweifelt es auch aussehen mag, den Mut zu verlieren braucht. Welche Unzahl Aerzte hat mir nicht ihr Bedauern ausgedrückt und meinen Fall für aussichtslos gehalten: da werde ich mit einem Schlage, man möchte fast sagen durch himmliche Fügung, durch das Guajak vollkommen geheilt. Ich hatte einen wahren Freund,

der sah, wie entsetzlich ich litt, wie ich vor Schmerzen nachts nicht schlafen, bei Tage nichts essen konnte, und mir schliesslich zum Selbstmord riet, da mir kein Mittel zu helfen schien und ich nahe daran war, unter den unsäglichsten Qualen und ohne jede Aussicht auf Rettung der Abzehrung zum Opfer zu fallen; er sagte zu mir: „Man sollte dich selbst gegen deinen Willen von deinen Leiden erlösen.“ Der gute Mann hat in seiner Ueberspannung freundschaftlicher Teilnahme vergessen, dass wir Christen sind. Aber wenn irgend etwas jene alten Märtyrer, die um Christi willen standhaft alle Foltern ertrugen, hätte zum Wanken bringen können, so wären es sicher die Qualen dieser Krankheit gewesen; so viel konnte selbst der ältere Licinius Cecinna nicht ausgehalten haben, als er sich mit Mohnsaft vergiftete; und der Leidenzustand andrer, die das gleiche Schicksal gewählt, kann nicht so grässlich gewesen sein. Denn diese Krankheit erzeugt schon durch den Gestank, mit dem sie einhergeht, das volle Mass Lebensüberdruss, von den entsetzlichen Schmerzen, die intensiver sind als irgend welche andern, schon garnicht zu reden. Der Philosoph Speusippus, durch Paralyse zum hoffnungslosen Krüppel geworden, begegnete eines Tags dem Diogenes und grüsste ihn mit den Worten: „Lass dir's gut gehen!“; Diogenes soll ihm geantwortet haben: „Lass dir's schlecht gehen, nachdem du doch in deinem jetzigen erbärmlichen Zustand das Leben immer noch erträglich findest.“ Was hätte wohl dieser streng logische Philosoph zu mir gesagt, hätte er gesehen, dass ich nicht nur ebenso ausstand, wie jener Paralytiker, sondern daneben noch so entstellt war und einen solchen Gestank um mich verbreitete, dass ich für jedermann ein Gegenstand des Mitleids, für viele ein Objekt der Abscheu war, und doch noch weiter leben wollte, ohne zu irgend welchen Hoffnungen berechtigt zu sein, nachdem ich so oft die Aerzte mit ihren grossschnäuzigen Versprechungen Lügen gestraft hatte.

Der Leser soll nicht etwa glauben, dass die Krankheit bei mir auf eine Stelle localisirt oder in leichter Form aufgetreten sei. Ich will vielmehr meinen Zustand genau schildern. Zuvörderst war mein linker Fuss bereits vollkommen unbrauchbar geworden: seit mehr denn acht Jahren hatte sich die Krankheit dort festgesetzt. Ueber der Mitte der Tibia, an der Stelle, wo die Weichteildecke am dünnsten ist, hatte ich entzündete, faulige, ungemein

schmerzhafte Geschwüre mit geschwollenem Geschwürsgrund: so bald eines sich anschickte zu heilen, war gleich wieder ein neues da; es handelte sich um mehrere isolierte Geschwüre, und es gelang der ärztlichen Kunst nicht, sie zum Confluieren zu bringen. Oberhalb derselben war ein knochenharter Knoten, unaufhörlich der Sitz der entsetzlichsten Schmerzen. Des weiteren hatte ich eine ebenfalls knochenharte Schwellung über dem rechten Talus, die älteste von meinen damaligen Krankheitserscheinungen und noch aus dem Frühstadium herstammend: die Aerzte haben sie ohne den geringsten Erfolg mit Messer, Glüheisen und Aetzmitteln behandelt. Es war ein ewiger Wechsel von ungemein schmerzhaften, mit Volumenszunahme einhergehenden Exacerbationen und Remissionen; Wärme linderte den Schmerz, aber ich konnte den Druck der Bettdecken nicht aushalten; dabei bestand profuse, jeder Behandlung trotzende Sekretion; bei jedem Versuch zu stehen wurde der Schmerz positiv unerträglich. Hüfte und Knie derselben Seite waren vollkommen erstarrt und kalt geworden und der Oberschenkel so extrem abgemagert, dass das Fleisch verschwunden und das Glied nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Des weiteren waren die beiden genannten Gelenke dermassen ausgerenkt, dass ich lange Zeit nur mit aller Mühe auf dem Bein stehen konnte, und schliesslich gar nicht mehr; auch die entsprechende Hinterbacke war inzwischen vollkommen atropisch geworden. Zum Ueberfluss war auch der linke Oberarm so schmerzhaft, dass ich den Arm gar nicht mehr in die Höhe heben konnte; die Schulter wurde atrophisch, das Gelenkende der Scapula war knochig ververdickt, und in der Tiefe der Muskulatur sass ein eigrosser Knoten, während der Rest des Armes bis zur Hand herab hochgradig atrophisch war. Unter der rechten letzten Rippe hatte ich ein allerdings schmerzloses Geschwür, aus dem übelriechender Eiter und schmutzige Wundprodukte abflossen; es hatte die Form eines Abscesses mit fistelartig verengter Mündung und ausgebuchteter, weiter Höhle. Oberhalb dieses Geschwürs sass wieder ein knochenharter Knoten, so dass es aussah, als sei ein neuer Knochen aus dem Rippenknochen herausgewachsen. Und zu guter letzt hatte ich etwas nach hinten vom Scheitel eine sehr schmerzhafte, eiternde Stelle: sie war von vorne herein so ungemein empfindlich, dass bei der leisesten Berührung der Kopf mir so weh that, wie

nach einem heftigen Schlag auf den Schädel, und dass ich das Gesicht nur unter Inanspruchnahme des ganzen Rumpfes nach hinten drehen konnte. Und jetzt noch ein Symptom, dessen Verschwinden allein mich den Ruhm des Guajak hätte singen lassen: ich meine den Mittagsschlaf. Ich hatte ein unwiderstehliches Verlangen danach und habe seiner nahezu sechs Jahre, ohne auch nur einen Tag vorübergehen zu lassen, gepflegt; die Aerzte mochten mir immer und immer wieder predigen, er sei die alleinige Quelle all meiner Leiden: ich konnte dem Drang schlechterdings nicht widerstehen. Jetzt bin ich davon so vollkommen frei, dass ich, selbst wenn ich mein Bestes versuchen würde, bei Tage nicht mehr schlafen könnte.

Das war das Heer von Leiden, das sich meiner bemächtigt hatte. Alle andern hielten meinen Fall für verzweifelt; aber mich liess mein guter Geist immer noch die Fahne der Hoffnung hoch halten. Da endlich nahm ich meine Zuflucht zum Guajak und konnte erleichtert aufatmen. Der Herr stimmt eben die Herzen aller guter Menschen so, dass sie die Hoffnung nimmer verlieren. Ich habe es nicht zu bereuen und hege nunmehr die frohe Zuversicht, s. G. w. noch lange frisch und gesund zu leben.

Nachdem ich nun meine Erfahrungen über die Krankheit und deren Heilmittel, das Guajak, nach bestem Wissen und Können niedergelegt habe, würde ich hier mein Werk schliessen, hielte ich es nicht für richtig, dem Leser Diätvorschriften für die Zeit nach Beendigung der Cur zu geben. Ich will diese Frage noch in aller Kürze besprechen.

## Kapitel XXVI.

### Ueber die Diät nach Beendigung der Cur.

Ich habe bereits früher darauf hingewiesen, dass der Kranke nach Beendigung der Cur noch drei oder mindestens zwei Monate lang eine bestimmte Diät consequent durchzuführen hat; nachdem ich jedoch an dieser Stelle die diesbezüglichen Vorschriften im einzelnen besprechen will, muss ich vor allem bemerken, dass

meiner Meinung nach die Heilung nicht von Bestand ist, wenn der Kranke nach seiner Genesung sich nicht strict an das gegebene Regime hält und sich nicht zahlreichen Beschränkungen mit genau derselben Gewissenhaftigkeit unterwirft, als stünde er noch mitten in der Cur. Drei Monate fordert man bei Leuten, die durch die Krankheit erheblich abgemagert, an profusen Secretionen oder an tiefgreifenden Affectionen der Sehnen oder Gelenke gelitten, und bei solchen, deren Constitution zu schwach ist, als dass eine kürzere Nachcur ihnen zu Kräften verhelfen würde; bei kräftigeren und weniger mitgenommenen Individuen hält man hingegen eine zweimonatliche Nachcur für ausreichend. Ich rate aus Vorsicht meinen Lesern, sie so lang, als irgend angängig, durchzuführen.

In erster Linie ist für lange Zeit auf den Beischlaf zu verzichten. Denn nach der Guajakumcur sind die Reconvalescenten noch recht zart und schwach; ihr Körper ist so zu sagen neugeboren. Stürmt man jetzt mit dem Coitus auf den noch geschwächten und noch nicht im Vollbesitz seiner Kräfte befindlichen Organismus ein, so giebt man ihn der Erschöpfung und dem Verfall preis. Indem der Geschlechtsakt nicht etwa ein Glied ermüdet, sondern mit einem Schlag den ganzen Körper erschüttert, so hiesse, ihn in dem noch geschwächten Zustand ausüben, Selbstmord begehen, mutwillig Kräfteverfall heraufbeschwören und leichtsinnig auf seine Gesundheit einstürmen. Gestattet man den Beischlaf nicht einmal jedem gesunden, kräftigen Individuum, wie schädlich muss es da Reconvalescenten sein, die doch während der Nachcur vor allem darauf bedacht sein müssen, mit ihren Kräften Haus zu halten? Und wenn Knaben unter 14 Jahren noch nicht mannbar sind und, noch nicht im Vollbesitz der Reife, nur unter Gefahr für ihre Constitution den Geschlechtsakt ausüben können, muss sich da nicht ein Reconvalescent, der soeben durch die Cur gewissermassen neu geboren wurde, hüten, sein System, das noch nicht auf der Höhe ist, leichtfertig damit zu erschüttern?

Zweitens hat der ausgehungerte Reconvalescent einen fast unwiderstehlichen Appetit; es muss ihn jedoch in Schranken halten und, so weit als nur irgend möglich, beherrschen. Anfangs darf er nur herzlich wenig essen, nach und nach ein bischen mehr; aber es dauert lange, bis er darin seine früheren Lebensgewohnheiten wieder aufnehmen darf. Auch hat er sich langsam daran zu ge-

wöhnen: alle unvermittelten Uebergänge sind vom Uebel. Anfangs darf er nur stark gewässerten Wein trinken, und auch davon nur recht mässige Quantitäten: er wähle eine reine, nicht zu feurige Sorte.

Auch hüte er sich vor Luftzug und bei kaltem, windigem und und regnerischem Wetter gehe er nur selten ins Freie.

Er darf zweimal am Tage essen, aber abends nur eine leichte Mahlzeit. Während der ganzen Dauer der Nachcur lasse er niemals seinem Appetit freien Lauf, sondern hüte sich vor Uebersättigung als dem folgeschwersten Uebel. Fische muss er meiden und unter den Fleischarten halte er sich an Hühner, deren Fleisch, wie aus den ärztlichen Schriften hervorgeht, leicht verdaulich und gesund ist.

Alle diese Vorschriften gelten für die zwei resp. drei Monate Nachcur Im folgenden gebe ich in Kürze weitere Anweisungen, deren Einhaltung jedoch nicht ausschliesslich nach einer Guajakcur, sondern für Rekonvalescenten von irgend welcher Krankheit, wie überhaupt für Leute, die aus irgend welchem Grunde sich pflegen wollen, empfehlenswert ist.

Eine Hauptschwierigkeit besteht natürlich in dem Uebergang von der ungemein strikten Diät, wie sie die Cur bekanntermaassen erfordert, zu einer weniger einförmigen, abwechselungsreichen, gemischten Kost nach deren Beendigung. Hierbei hat der Kranke in der Auswahl seiner Nahrung mit peinlicher Gewissenhaftigkeit den beschriebenen Folgezuständen Rechnung zu tragen und sich aller Speisen zu enthalten, die solche heraufbeschwören könnten; er muss sich sorgfältig hüten, auch nur den geringsten Diätfehler zu machen. Indess mögen sich die mit Guajak curierten Kranken damit trösten, dass manche erfahrene Aerzte die Ansicht vertreten, nach völlig etablierter Gesundheit und nach Ablauf einer gewissenhaften Nachcur könnten sie getrost ihre alten Lebensgewohnheiten aufnehmen, ohne irgend welches Risiko zu laufen, vorausgesetzt dass jene nicht überhaupt durchaus unvernünftig waren; mit anderen Worten, nachdem er genesen, könnte der Kranke ruhig so leben, als hätte er die Krankheit niemals gehabt. Die Art Nahrung sei nunmehr von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem Nahrungsquantum; der ehemalige Kranke dürfe fidel alles essen und brauche in Bezug auf seine Diät nur jene allge-

meinen Cautelen zu beobachten, sich nur jenen Beschränkungen zu unterwerfen, denen sich jeder Mensch zu fügen hat, der gesund bleiben und sich Krankheiten vom Leib halten will. Es gilt hier vor allem die bekannte Regel des Celsus: „Man hüte sich, in gesunden Tagen die Maassregeln zu missachten, die vor Krankheiten schützen.“ Die Mittel zu Erhaltung der Gesundheit sind nach diesem Autor Diät, Medicamente, Einsalbung, Massage, Bäder, Leibesübungen, Fahren und lautes Lesen. Die Einzelheiten darüber mag man im Original nachlesen; hier will ich nur wenige Punkte in Kürze streifen.

Was zunächst die Diät betrifft, so mag man bis zu einem gewissen Grad seiner Neigung folgen, aber Mässigkeit ist oberstes Gesetz; auch wähle man nur leichtverdauliche Speisen und Getränke. Paulus sagt: „Man erziehe sich vor allem dazu, nur leichtverdauliche Speisen zu essen, alle fasrigen Substanzen und solche, die langsam verdaut werden oder einen Ueberschuss an wertlosem Material enthalten, zu meiden; das gesündeste Getränk ist ein leichter, reiner Weisswein, mit wenig Wasser gemischt.“ Celsus sagt: „Die Kost enthalte keine fetten, keine fasrigen, keine blähenden Bestandteile.“ Derselbe Autor empfiehlt bei Krankheiten ähnlicher Art Vermeidung alles Scharfen, alles Gesalzenen, alles Sauern, vermutlich aus den oben angeführten Gründen. Paulus sagt: „Der schlimmste Fehler in der Ernährung ist Ueberfütterung. Denn selbst wenn die Magenverdauung normal bleibt, so leiden doch die Blutgefässe durch die daraus resultierende Ueberfüllung; sie werden dilatiert, platzen, werden verlegt, oder mit Gasen gefüllt; so viel ist sicher, dass überhaupt die schlimmsten Krankheiten von zu vielem Essen kommen.“ So dringend warnt dieser Autor vor Völlerei. Ich selbst warne daneben noch vor schweren, stark gewürzten Gerichten, ebenso wie vor einer grösseren Anzahl verschiedenartiger Gänge, vor der Sitte der Reichen, die bei einer Mahlzeit sechs, sieben, oft sogar zehn verschiedene Platten servieren lassen. Dadurch kommt nämlich nicht nur der Magen, sondern der ganze Verdauungsapparat in Unordnung. Deshalb kann man auch den folgenden Satz des genannten Autors nicht oft genug wiederholen: „Man hüte sich ängstlich vor Mahlzeiten, bei denen verschiedenartige Gänge aufgetragen werden, zumal wenn die verschiedenen Speisen eine entgegengesetzte Wirkung auf das

System haben; sie widerstehen sonst dem Verdauungsprocess". Dieselbe Ansicht vertreten auch Galen, Avicenna und alle ärztlichen Autoren mit gesundem Urteil. Im Cicero empfiehlt Cato: „Man esse und trinke genug, um seine Kräfte zu erhalten, aber nicht genug, um diese zu lähmen." Aus demselben Grunde soll man nach dem Rat Xenophons sich mit einem leichten Frühstück begnügen, damit im Magen noch Platz fürs Mittagessen ist. Zweifelsohne gehört die Franzosenseuche zu jener Krankheitsgruppe, die Galen als die Folge der Unmässigkeit betrachtet. Ich will damit keineswegs sagen, dass jeder Schlemmer gleich die Franzosenseuche bekommt, obwohl sehr schwere Krankheiten über dem Haupte jedes Prassers schweben; aber bei Leuten, die einmal an jener Seuche gelitten haben, führt Unmässigkeit im Essen und Trinken leicht zu Recidiven. Man hüte sich also gleichermaassen vor einer gekünstelten, als vor einer excessiven Ernährung, die doch nur zu Magenkrankheiten und Verdauungsstörungen führt, und halte sich, wie gesagt, an eine leichtverdauliche Kost. Schwer verdaulich ist nach Plinius alles Scharfe, jede hastig geschluckte Nahrung; man verdaut nach diesem im Sommer schwerer als im Winter, im Alter schwerer als in der Jugend. Im Cicero steht: „Wer sich von üppiger Kost und künstlich zubereiteter Tafel fernhält, und nicht zu tief ins Glas guckt, bleibt von Räuschen, Verdauungsstörungen und Schlaflosigkeit verschont."

Nachdem es sich nach der Cur darum handelt, den abgemagerten und ausgehungerten Organismus aufzufüttern, wähle man vorwiegend kräftigende, mästende Speisen, nicht solche, die die Säfte verderben, sondern solche, wie sie Celsus im dritten Kapitel des ersten Buches empfiehlt. Auch Plinius sagt: „Es mästen süsse und fette Speisen und reichliche Flüssigkeitszufuhr, während magere, trockene, kalte Küche und Durst zehren." Dabei ist aber aus den mehrfach angeführten Gründen Vorsicht am Platz.

Des weiteren ist unter allen Umständen Galen's Rat zu beherzigen und auf guten Stuhlgang zu achten, denn er sagt: „Zersetzungsprocesse im Darm rufen durch die erzeugten Fäulnisprodukte im ganzen System Krankheiten hervor." Man wähle also nach der Lehre Celsus eine Nahrung, die nährt und zugleich den Stuhlgang weich macht.

Wenn man einmal, einem bösen Triebe folgend, sich vollgefressen oder mehr gegessen, als man vertragen kann, und sich dann durch Schlafen Erleichterung verschaffen will, so beherzige man dabei die Worte des Plinius: „Die Verdauung während des Schlafs macht fett, aber nicht kräftig; daher ziehen es die Athleten vor, sich während der Zeit, wo sie verdauen, Bewegung zu machen.“ Will man sich aber, wie viele Autoren und vor allem Plinius empfiehlt, durch Erbrechen Luft machen, — denn Erbrechen beugt in vielen Fällen ernsteren Störungen vor, — so lese man die diesbezüglichen Ausführungen des genannten Autors nach, aus denen zu ersehen ist, wie man es am leichtesten hervorruft. Hat man die beiden Vorsichtsmaassregeln versäumt oder es zu spät damit versucht, so wendet man sich vielleicht am besten an den Arzt. Sieht sich der Kranke dazu gezwungen, so kann ich nur meinen bereits früher gegebenen Rat wiederholen: man begebe sich in die Hände eines vernünftigen und gelehrten Arztes, besser noch in die Hände eines erfahrenen Praktikers als in die eines hervorragenden Gelehrten, jedenfalls aber eines Arztes, der einfache und, wo irgend angängig, einheimische Arzneistoffe verordnet. Rät dieser zum Gebrauch eines Abführmittels, so beherzige man die Warnung Pauli vor deren zu häufiger Anwendung, da der oft wiederholte künstliche Reiz den Darm seiner spontanen, natürlichen Function entwöhnt.

Was die gesunden und schädlichen Nahrungsmittel und deren specifische Eigenschaften im Einzelnen betrifft, so ist mit einer oberflächlichen Behandlung der einschlägigen Fragen garnichts gethan. Man liest daher besser die betreffenden Autoren im Original nach, den Paulus, der in circa vierundzwanzig Kapiteln die Eigenschaften der Nahrungsmittel ausführlich bespricht, oder den Galen, der allen Ansprüchen genügt und in seinen Büchern über die Nahrungsmittel alles Erwähnenswerthe anführt. Ich würde damit die Besprechung der Ernährung abschliessen, hielte ich nicht für richtig, einige Bemerkungen in zwangloser Weise aphoristisch hinzuwerfen.

Zuerst von den Eiern. Plinius sagt: „Es giebt kein zweites Nahrungsmittel, das wie dieses den Kranken nährt, ohne ihm Beschwerden zu machen, und das die Eigenschaften des Weins und der festen Kost in sich vereinigt.“ Avicenna spricht sich folgender-

maassen aus: „Der Dotter des Hühner-, Rebhühner- und Fasaneneies ist das vortrefflichste Nahrungsmittel bei Blutarmut und Herzschwäche.“ Nach dem Aphrodisier Alexander schliesst das Ei die Eigenschaften aller Elemente, ja eine Welt im Kleinen in sich, da es aus den vier Elementen besteht, Kugelform hat und lebensfähig wird. Rühreier werden von manchen Autoren, namentlich auch von Paulus und Galen, verdammt.

Der letztgenannte Autor verwirft auch die Verwendung der Gemüse als Nahrungsmittel; auch viele andere Schriftsteller warnen vor dem von M. Cato in den Himmel gehobenen Kohl.

Nach Galen reicht Reisbrei allein zur Ernährung aus, wenn man sich damit nur satt isst; auch von Bohnen allein, meint er, könnte man sich ernähren, wenn sie nicht zu stark blähen würden.

Ueber die diätetische und medicamentöse Verwerthung der Milch lässt sich Paulus in besonders schönen Worten aus, und Alexander sagt: „Die Milch ist leicht verdaulich und dabei sehr nahrhaft, da sie, selbst aus dem Blut hervorgegangen und sozusagen weiss gewordenes Blut, leicht wieder ins Blut und in Blut übergeht.“ Soviel von der Milch, um nur einige klassische Anschauungen zu citiren.

Wer auf seine Gesundheit achten will, darf nach Paulus die Wirkung des Weins nicht unterschätzen. Wer davon zuviel getrunken hat, dem empfiehlt er den reichlichen Genuss kalten Wassers; am folgenden Tag nehme er einen Wermutaufguss, gehe viel spazieren, lasse sich massieren, nehme dann ein Bad und schliesslich wenig Nahrung. Galen warnt vor zu jungen und vor zu alten Weinen; letztere erhitzen zu sehr, erstere wärmen garnicht.

Zehrende Kost ist nach Paulus für die Gesundheit weit harmloser als mästende; da sie jedoch zu wenig Nährwert hat, giebt sie keine Kraft und keinen Saft; es ist deshalb zweckmässig, wie er hinzufügt, in der Kost die beiden Extreme zu meiden und eine Nahrung zu wählen, die weder zu dickes noch zu dünnes Blut macht. Während Speisen mit solcher Wirkung unserm System sehr zuträglich sind, sind jene, die die Säfte verderben, höchst schädlich und unter allen Umständen zu meiden.

Der genannte Autor bezeichnet Roggenbrot als das nahrhafteste, Weizenbrot sei schwer verdaulich und blähend, Gerstenbrot wenig nahrhaft.

Wer sich des näheren über die Diätfragen informiren will, lese den letztgenannten Schriftsteller im Zusammenhang mit Galen.

Einsalbungen haben sich hierzulande nie recht eingebürgert, und auch in Italien, wo sie zuhause waren, sind sie ausser Mode gekommen.

Ueber die Massage, die Galen mehr als alles andere empfiehlt, spricht er häufig und ausführlich unter steter Wiederholung der Aufforderung dazu in den Büchern: „Ueber die Erhaltung der Gesundheit.“ Auch von Asklepiades und Hippokrates wird sie sehr gerühmt. Von letzterem Autor rührt auch der oft citirte Ausspruch her: „Energische Massage härtet den Körper, leichte erweicht; häufige Massage reducirt, seltenere vermehrt das Körpergewicht.“ Deren täglicher Applikation, morgens nach dem Aufstehen, will der gelehrte Erasmus aus Rotterdam, ein von hause aus sehr schwächlicher Mann, seine Gesundheit zu danken haben; mir persönlich, wie überhaupt Gelehrten, empfiehlt er sie aufs wärmste. Ich folge mit Nutzen seinem freundschaftlichen Rate.

Manche verbieten allen, die diese Krankheit durchgemacht haben, Abreibungen, Vollbäder und Douchen, vermutlich weil diese Proceduren die Sehnen lockern und erschlaffen; gegen Schwitzbäder haben sie dagegen nichts einzuwenden. Alexander sagt: „Wasser, auch warmes, schadet den Sehnen, nicht weil es warm, sondern weil es nass ist.“ Paulus hingegen empfiehlt das warme Bad aus folgenden Gründen: „Es beseitigt das Müdigkeitsgefühl, ebenso wie die Folgen der Ueberfütterung, wärmt, lindert, weicht auf, treibt Winde, fördert den Schlaf und macht fett. Es empfiehlt sich für Jedermann, Männlein und Weiblein, Alt und Jung, Hoch und Niedrig.“ Die Italiener baden heutzutage nur selten, was mir um so befremdlicher erscheint, als sie in alten Zeiten ans tägliche Baden gewöhnt waren, wie ihre Literatur und die Ruinen der enormen römischen Thermen beweisen.

Leibesübungen empfiehlt Galen mit Mass und Ziel; jedes Uebermass ist nach ihm überhaupt verwerflich; auch sagt er: „Bewegung vor dem Essen ist der Gesundheit sehr zuträglich, Bewegung nach dem Essen höchst schädlich. Sonst wird mangelhaft verarbeitete Nahrung vom Magen resorbiert und die Blutgefässe mit einem Strom roher Stoffe überschwemmt, ein Zustand, der alle erdenklichen Krankheiten nach sich zieht.“ Paulus rät, so lang

mit den Leibesübungen fortzufahren, als sich der Körper dabei ausdehnt und rot wird, als energische Bewegungen gleichmässig und mühelos auszuführen sind und neben den gasförmigen Produkten der Transpiration auch sichtbarer Schweiss in Tropfen hervorquillt; dagegen ist es Zeit, auszuruhen, sobald in einem der angegebenen Zeichen eine Veränderung eintritt. Auch rät er, kürzlich von einer Krankheit genesenen Körperteilen Ruhe zu gönnen. So bezeichnet auch Hippokrates Ruhe als ein Heilmittel für kranke Füsse; daraus folgert Alexander, dass sich auch für eben erst genesene Körperteile Ruhe empfiehlt. Denn seiner Meinung nach befördert Bewegung einen Andrang überflüssiger Stoffe nach dem kranken Glied, das dadurch leicht der Entzündung anheim fällt. Celsus sagt: „Bei Schmerzen am Knie ist Reiten höchst unzuträglich"; auch Gichtkranken verbietet er es. Bei den Alten waren Stimmübungen in Mode; sie bestanden im Singen und lauten Lesen.

Ich habe bereits oben erwähnt, dass ich hier noch lose Bemerkungen in zwang- und systemloser Weise, wie sie mir gerade in den Kopf kommen, hinwerfen würde. Man erwarte also hier keine ausführlichen Darlegungen. Wer sich genauer unterrichten will, lese die angeführten Autoren im Original nach. Und da fällt mir gerade ein Ausspruch Galens ein, der sagt: „Wer auf seine Gesundheit hält, hat vor allem auf zwei Dinge zu achten: zweckmässige Kost und guten Stuhl, um überschüssige Nahrungsrückstände aus dem System zu entfernen."

Paulus sagt: „Die Alten hielten es für ein ausreichendes Zeichen guter Gesundheit, wenn sie jeden Tag normale und der aufgenommenen festen und flüssigen Nahrung entsprechende Harn- und Stuhlentleerungen hatten."

Auch über den Geschlechtsverkehr giebt Galen ausreichende Anweisungen; er bezeichnet ihn als schädlich für trockene, namentlich für trockenkalte Constitutionen, während er feuchten und warmen Naturen mit reichlicher Samenproduktion gestattet sei. Weiter sagt er: „Leute mit normaler Constitution brauchen sich des Beischlafs nicht vollkommen zu enthalten, wie solche mit trocken-kalter." Ebenso sagt Paulus: „Der geschlechtliche Umgang schadet allen trocknen Organismen, zumal wenn sich zum Flüssigkeitsmangel noch eine kalte Natur hinzugesellt. Bei heissblütigen Naturen mit

reichem Flüssigkeitsvorrat im Körper ist er harmlos.“ Und weiter: „Wie die Arbeit, so ist auch der Beischlaf, mit Mass geübt, zuträglich.“ Aber alle, die von der Franzosenseuche genesen sind, haben sich aus Schonung für ihre Sehnen des Beischlafs consequent zu enthalten. Knaben sollen sich nach Paulus viel Bewegung machen, damit durch körperliche und geistige Thätigkeit das sinnliche Verlangen hintangehalten wird. Hippokrates vergleicht den Beischlaf mit dem epileptischen Anfall. Alexander der Grosse pflegte zu sagen: „Schlaf und Beischlaf sind ewige Hinweise auf unsere Vergänglichkeit.“

Auch auf gute Luft ist zu achten; denn solche erhält die Gesundheit. Paulus sagt: „Durch ungesunde Ausdünstungen oder durch Ausströmungen aus Abtritten verpestete Luft, sowie die Luft enger, allseitig von Bergen eingeschlossener Täler, und neblige Luft schadet jedem Lebensalter, jeder Constitution, während reine Luft allen Menschen gut thut. Mässig temperierten Organismen ist ein gemässigtes Klima zuträglich, während abnorm kalten Constitutionen ein warmes Klima am besten bekommt, und umgekehrt.“

Galen sagt: „Krankheit ist nichts andres als abnorme Bewegung.“ Ferner: „Die Aerzte definieren einen gesunden Menschen als einen Menschen, bei dem alle Funktionen in normaler Weise von statten gehen, während sie jede Abweichung von der Norm als ein Gebrechen bezeichnen.“

Die Aerzte warnen davor, bei überhitztem Körper zu trinken. Auch bezeichnen sie alle unvermittelten Uebergänge als gefährlich. Anerkanntermassen ist anhaltende Ruhe der Gesundheit schädlich, mässige Bewegung höchst zuträglich. So sagt auch Galen: „In gesundheitlicher Beziehung ist absolute Ruhe von Uebel, mässige Bewegung von grossem Wert.“

Ueber den Schlaf, die beste Zeit dazu und die richtige Dauer desselben giebt Paulus genaue Anweisungen; auch beschreibt er die guten Folgen eines gesunden Schlafs. Das Mittagsschläfchen verdammen alle Autoren.

Leuten von trauriger Gemütsart und sorgengequälten Naturen empfehlen die Aerzte Zerstreuungen, die das Gemüt erheitern und den Ernst des Lebens vergessen lassen. Paulus äussert sich darüber in folgender Weise: „Ernste Gedanken sind durch heitere Musik zu vertreiben.“

Celsus sagt: „Ein gesunder Mensch, der sein eigner Herr ist, benötigt weder Arzt noch Heilgehülfen.“ Auch ich bin dieser Ansicht und glaube, dass ein vollkommen gesunder Mensch sich an kein Régime zu halten braucht. Gebrechliche und zu Krankheiten disponierte Menschen und Leute, die einem gesundheitswidrigen Gewerbe nachgehen, sollten sich hingegen streng an bestimmte Gesundheitsregeln halten. Galen vertritt überhaupt die Ansicht, dass eine systematische Lebensweise unter allen Umständen am Platze sei; denn „Diät ist Medicin“, sagt er.

---

Das ist es, ehrwürdiger Vater, erlauchter Fürst, was ich über mein Thema teils aus eigner Erfahrung, teils auf Grund von Mitteilungen andrer, zu Papier zu bringen habe: dabei habe ich namentlich von stummen Meistern und Leidensgefährten in dieser Krankheit viel gelernt. Ich widme mein Werk Euer Gnaden, nicht zum eignen Gebrauch — da sei Gott vor, dass es jemals dazu kommen sollte, dass Sie es benötigten —, sondern damit sich in Ihrer Hofbibliothek ein Werk mit Anweisungen zum allgemeinen Gebrauch der Kranken befinde. Ueber den Wert meiner Arbeit können Sie sich bei Stromer Auskunft erholen. Uebrigens hat es auch Ihr zweiter Leibarzt Dr. Kopp, der mir in manchen Punkten mit seinem Rat bei der Abfassung zur Seite gestanden, bereits durchgesehen, allerdings nur flüchtig, da mich meine eignen Angelegenheiten zwangen, plötzlich nach Mainz zu reisen. Wäre es mir möglich gewesen, an Ihrem Hof zu bleiben — Sie waren zur Zeit in Sachsen —, so hätten wir es sorgfältiger gefeilt und ein wohlgerundetes Werk veröffentlicht. So aber müssen Sie es hinnehmen, wie es eben ausgefallen. In dem ich es Ihnen als Neujahrsgeschenk behändige, sende ich ihnen zum Jahreswechsel meine besten Glückwünsche. Leben Sie wohl, ehr- und hochwürdigster und erlauchtester Fürst. Mögen Sie noch recht lang gesund in unserer Mitte weilen!

Beendigt zu Mainz. Ende 1519.

Druck von L. Schumacher in Berlin.

LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

NOV 13 1992
DEC 09 1992
NOV 14 1995
NOV 13 1995

Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros.
Makers
Stockton, Calif.
PAT. JAN. 21, 1908

RC
201
H982
1902
LANE
HIST